

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Pena

Novelle von R. Silvanus

(Nachdr. verb.)

Wo der Fluß gemächlich durch das ebene Land zieht, liegt eine Stadt. Sie ist klein, und das Rechteck, in dem die alte Feste einst gebaut wurde, zählt wohl noch keiner Seite hin mehr als dreihundert Schritt. Aber trotzdem spielte sie früher in vielen Kämpfen und Fehden eine rühmliche Rolle, und mancher Kriegsturm hat sich damals an den festen Mauern wirkungslos gebrochen.

Diese Mauern haben die Jahrhunderte überdauert und stehen auch heute noch unerschüttert da. Auch der Stadtgraben zieht sich noch, wie früher, zu ihren Füßen hin, nur dient er heute anderen Zwecken. Hier blühen im Mai die Apfelbäume, und wenn der Wind dann von Westen kommt, trägt er wohl einen Hauch von Blüthenduft über die Mauern in die Stadt.

Im Süden jedoch hat man das Wasser nicht aus dem Graben verdrängen können. Da steht es auch heute noch, und Binsen und Algen gedeihen reichlich in der grünlichen Flut. Und wer sich im Frühling hinter die blühenden Schlehdornhecken am Rande versteckt, der sieht vielleicht ein scheues Wasserhuhn über die nasse Tiefe gleiten und im Schilf sein Nest bauen, und wenn es in den Sommer geht, führt es eine Schar niedlicher Jungen durch das hohe Ried des Ufers.

Die Gassen der Stadt sind eng und holperig, das ist seit altersher so gewesen. Aber die kleinen, unscheinbaren Häuschen, die einstmals recht schmuck und freundlich dreingehaut haben müssen, sind ihrer Eigenart nicht so treu geblieben, wie das stets winkelige Pflaster der Straßen. Sie sind grau und düster geworden, und manche haben sich, müde und altersschwach, leise über die Gasse geneigt.

Nicht immer jedoch erscheinen sie unfreundlich und traurig. Wenn an schönen Sommertagen die Sonne teilnahmsvoll auf sie herniederschaut und helle Kinderstimmen und frohes Lachen durch die Gassen tönen, oder auch, wenn in stillen Nächten der Mond sich in den kleinen Fensterseiben spiegelt und sein Licht wie tröstend auf die altersgrauen Mauern legt, dann scheinen sie aus langem Schlafe wieder aufzuwachen, und wer dann aufmerksam vorbeigeht, den schauen sie wohl freundlich an und erzählen ihm alte Geschichten.

Wenn aber Sturm und Regen durch die Gassen ziehen und die dunklen Wolken wie geheht über sie dahinstieben und zur Nachtzeit der Wind an den Dachschindeln rüttelt und die Wetterfahne auf dem alten Judenturm heult und knirscht, dann sehen sie unendlich traurig aus und scheinen sich noch weiter über die Gassen zu neigen.

Noch vor etlichen Jahren saß mitunter an solchen Abenden ein alter Mann an dem Fenster der Lehrerwohnung, die hart am Judenturm liegt und schaute hinaus in die sturmbewegte Nacht. Und der Sturm, der draußen die Feuerranken am Judenturm riß und zerzte und die alte Wetterfahne heulen und knirschen machte, zitterte auch in den Ohren des Alten, der am Fenster vor sich hinsann, und er rührte seine Vergangenheit auf und wandte im Buche seines Lebens Blatt um Blatt zurück — — — Da wurde es plötzlich still um ihn her; er hörte nicht mehr den Esu rauschen und die Wetterfahne in ihrer Angel wimmern. In Gedanken begann er zu lesen, und zurückschauend in die Vergangenheit ging er wieder die Wege durch das Land seiner Jugend.

* * *

Den ganzen Tag über hatte die Arbeit den jungen Lehrer an die Schwüle seines Studierzimmers gefesselt. Nun, da mit der Nacht ein kühler Luftzug vom Flusse her über die Mauern in die Stadt gezogen kam und die letzte Glut des heißen Sommertages aus den Winkeln der Gassen und Häuser vertrieb, hielt es ihn nicht länger in seiner einsamen Stube, und er trat hinaus auf den Schulhof, um den Weg zu dem Wirtshaus in der Rheingasse einzuschlagen. Hier hoffte er Gesellschaft zu finden.

Es war schon spät am Abend, und über der in Halbdunkel gehüllten Stadt lag es wie Totenstille. Nur hin und wieder drang von draußen über die Mauer herüber in der Richtung des Flusses ein verworrener Laut. Man hörte das verschollene Rauschen des Wassers wie aus weiter Ferne herüberziehen und schwächer und stärker werden mit dem Wehen des Windes. Und durch das kleine Tor an der Ecke der Rheingasse, wo der Fußpfad durch die Wiesen zur Fähre führte, flatterten leichte Schleier von den Nebelschwaden in die Gasse herein.

während die Wiesen vor der Mauer in ein graues, dunstiges Wolkenmeer gehüllt schienen.

Ein Weilchen stand Heinrich Jansen an die Mauer gelehnt und horchte hinaus auf die Stimmen der Nacht, die von draußen leise kamen und gingen, gleich den weißen Nebelgestalten, die wie stumme Geister durch das Thor in die Stadt geschritten kamen. Der dunkle Ruf des nächtlichen Rohrfängers scholl hie und da aus dem Ried des Flusses und ab und zu der heifere Schrei eines Fischreiters, der draußen in den hohen Silberpappeln nächtigte.

Da traf plötzlich ein anderer Laut des Lehrers Ohr, und er wandte sich um.

An der Ecke der Rheingasse lag die Apotheke. Das große alte Haus mit dem hohen spitzen Giebel war in Dunkel gehüllt, nur hinter einem Fenster im ersten Stock brannte noch Licht. Es mußte dort oben noch jemand sitzen, den, gleich dem unten Stehenden, die Sommernacht nicht zur Ruhe kommen ließ. Eine leise Hand rührte die Tasten eines Klaviers, und gleich darauf drang durch das halb geöffnete Fenster eine singende Mädchenstimme.

Der da unten horchte. Er kannte zwar das Lied nicht, das sie sang, aber die Stille der Nacht ließ ihm kein Wort entgehen:

„Nun sind im Garten ringsumher
Mit ihrem Dufte süß und schwer
Die Rosen aufgesprungen.

Was gestern noch im Schummer lag,
Ist aufgewacht: die Knospen zag
Und träumend meine Seele.

Mir ist: in meinem Herzen voll
Ein Blühen nun beginnen soll
Von einer schönen Blume.

Und eine scheue liebe Hand
Die Knospe sucht wohl, die erstand
In meinem jungen Herzen.“

Ein Weilchen regte sich nichts im Zimmer. Dann aber fiel ein Schatten aus dem erleuchteten Innern ins Freie, und eine Mädchengestalt erschien im Fensterrahmen. Sie stand da wie im Traume, und während ihre Augen wie verloren durch das Dunkel der Nacht gingen, schien es, als ob ihr Ohr den Klängen des Liedes nachlauschte, das soeben durch den Abend davongezogen war.

Heinrich Jansen stand unten in das Dunkel der Mauer gedrückt und schaute nach oben, und es wurde ihm wunderbar warm ums Herz, je

länger seine Augen auf der weißen Mädchengestalt ruhten. Sie war in ein helles Nachtgewand gehüllt, und darüber fiel das Haar in dichten Wellen. Jetzt, im Schatten der Nacht und über dem Weiß des Gewandes erschien es dunkel, aber der Lehrer wußte, daß es blond war und daß Lena Peters Augen, die jetzt durch die Sommernacht gingen, so blau waren wie der nächtliche Sternenhimmel, in denen sie sich nun verloren.

Da schien es plötzlich, als habe das Mädchen den unten Stehenden bemerkt. Es kam Leben in ihre Gestalt, und sie zog sich nach einem forschenden Blick auf die Gasse ins Zimmer zurück. Und gleich darauf erlosch oben das Licht, und das Fenster blieb in Dunkel gehüllt.

Mit einem Male hatte der Lehrer den Weg zum Wirtshaus, aus dessen hell erleuchteten Scheiben einige Schritte weiter das Licht auf die Gasse fiel, vergessen, und er ging den Weg zurück, den er gekommen.

Nun wußte er auch, was ihn heute, wie an viel Abenden vorher, mitunter noch so spät aus seiner Wohnung getrieben. Es war nicht das Wirtshaus gewesen und die Gesellschaft, die dort beisammen war, sondern es war Lena Peters. Jetzt fühlte er das, was er bisher nur unbestimmt geahnt.

Zum zweiten Mal war nun Lena Peters dem Herzen des jungen Lehrers nahe getreten. Wie er jetzt durch die Nacht seiner Wohnung zuschritt, erinnerte er sich des Tages, da ihm das Mädchen zum erstenmal begegnet war.

Im Frühling war das gewesen, als er nach der Stadt kam, um hier seine neue Lehrerstelle anzutreten. Auf dieser Reise nach seinem zukünftigen Aufenthaltsort wurde er mit Lena Peters bekannt. Sie waren damals die einzigen Fahrgäste, die den Postwagen aus der Kreisstadt nach dem Städtchen benutzten. Das junge Mädchen kam aus einer entfernten Stadt, wo sie die letzten Jahre bei einer Schwester ihres Vaters verbrachte, die anstelle der früh verstorbenen Mutter die Ausbildung der Nichte übernommen hatte. Nun kehrte sie wieder zu ihrem Vater zurück und der Zufall wollte es, daß sie auf diesem Wege mit dem Lehrer bekannt wurde.

Eine Unterhaltung hatte sich damals zwischen den jungen Leuten bald angesponnen. Lena Peters wußte viel zu erzählen von der alten Stadt und ihren Schönheiten und Reizen,

und Heinrich Jansen hörte der jungen Erzählerin mit viel Freude zu. Und wie ihn dabei ihre großen blauen Augen unbefangen anschauten, da sah er, oder er glaubte es wenigstens zu fühlen, daß die Liebe noch nicht durch ihr junges Leben gegangen sein könne.

Sie trennten sich damals, als sie in der Stadt angelangt waren, wie zwei alte Bekannte, und als sie dann zum Abschied ihre kleine warme Hand in die seine legte, da drückte sie mit einem freundlichen Lächeln die Hoffnung aus, ihn recht bald wiederzusehen, wenn er demnächst ihrem Vater einen Besuch abstatten werde.

Dieser Besuch in der Apotheke fand zwar einige Wochen später statt, aber seine Reisebegleiterin sah Heinrich Jansen bei dieser Gelegenheit nicht wieder. Sie war wohl abwesend, und der Vater, dessen kühle Höflichkeit auf den Besucher nichts weniger als anziehend wirkte, erwiderte weder den Besuch des Lehrers, noch ließ er später eine Einladung an ihn ergehen.

Hin und wieder war der junge Lehrer seitdem dem Mädchen wohl noch begegnet, aber es mußte dann bei einem freundlichen Gruß bleiben, und zu einem näheren Zusammentreffen fehlte die Gelegenheit.

Er brach sich jetzt, da er wieder zu Hause angelangt war, vergebens den Kopf, wie er sich wohl dem Mädchen nähern könne, denn er fühlte, daß seine Liebe zu Lena Peters, die an jenem Tage wie ein Samenkorn in sein Herz gefallen und gewachsen jedesmal, wenn er sie auch noch so flüchtig wiedergesehen, nun so stark und mächtig in ihm geworden war, daß sie nimmermehr erlöschen könne.

So saß er die halbe Nacht und sann und war glücklich und unglücklich zugleich. Glückselig, weil ihm das Schicksal sein Leben mit der Erscheinung dieses Mädchens bedacht, und unglücklich, da er keinen Weg finden konnte, der ihn zu ihr führe.

Draußen dufteten indes die Linden und sandten ihre Wohlgerüche voll und schwer durch das offene Fenster zu dem Wachenden hinauf. Und allmählich überkam ihn eine süße Ruhe, und er schlief ein, und im Traum sah er wieder Lena Peters und lauschte dem Liede, das sie am Abend gesungen.

Es war kein müßiges Leben, das Heinrich Jansen in der Folgezeit führte, und die Tage, die nun folgten, sahen ihn mit verdoppeltem

Eifer ringen und schaffen, denn nur auf diesem Wege, das war ihm klar, konnte er sich die Wege zum Besiz des geliebten Mädchens ebnet. Man hatte ihm früher, während seiner Studienzzeit eine starke Veranlagung für Musik zuerkannt und ihm einen über das Mittelmaß hinausgehenden Erfolg in dieser Kunst vorausgesagt. So war es natürlich, daß die Liebe, die seinem Leben nunmehr einen neuen Inhalt gegeben, ihn drängte, sein Können zu versuchen und auszubilden. Und die Studien stiller Arbeit blieben nicht ohne Früchte.

Es ging mittlerweile schon spät in den Herbst. Die Linden auf dem Schulhofe hatten bereits vor Wochen ihre bunten Blätter dem Ansturm der Oktoberwinde opfern müssen, und durch die Gassen des Städtchens wallten nun in dichten Schwaden die grauen Nebel auf und ab.

Da schien es eines Tages, als ob der Apotheker sich auf den Besuch besonnen habe, denn er im Sommer schuldig geblieben war. Die Dämmerung eines Novemberabends war schon hereingebrochen, als er bei Heinrich Jansen eintrat, der für den Besuch in seiner Ueberraschung keine Erklärung wußte.

Aber sie wurde ihm bald, als der Besucher Platz genommen und ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte.

„Ich komme mit einem besonderen Anliegen,“ begann da der Apotheker. „Es ist mir gesagt worden, Sie seien ein tüchtiger Musiker, und einen solchen suche ich eben. Meine Tochter liebt nämlich die Musik, aber der Unterricht, den sie erhalten hat, war wohl nicht der beste. Ich suche nun einen Lehrer, der ihr hilft, das Veräumte nachzuholen. — Da dachte ich an Sie — — Wie wärs?“

Es war gut, daß in diesem Augenblick das Halbdunkel des sinkenden Abends im Zimmer lag und es dem scharfen Auge des Apothekers unmöglich machte, zu sehen, wie das Gesicht des Lehrers sich plötzlich vor Ueberraschung und Freude verjüngte.

Es lag ein leises Zittern in der Antwort des Gefragten, als er sich zu dem Antrage äußerte, der in seinem Innern einen Sturm von Freude und Ausregung hervorgerufen hatte.

„Wenn Sie niemanden wissen, der geeigneter wäre, dann will ich es gerne übernehmen.“

„So wäre ja die Angelegenheit geordnet,“ meinte der Apotheker. „Ich danke Ihnen!“

So wurde Lena Peters seine Schülerin. Am nächsten Tage begann der Unterricht, und von da ab kam Heinrich Jansen zweimal in der Woche in das alte Haus an der Rheingasse. Und es traf sich, daß er dann mit dem Mädchen in demselben Zimmer zusammensaß, wo sie an jenem Sommerabend das Lied gesungen, dem er unten auf der Gasse gelauscht hatte.

Aber er bezwang sich, wenn er neben seiner blonden Schülerin saß und ließ sein volles Herz schweigen, so schwer ihm das auch manchmal fiel. Er wollte sich zunächst eine Stellung schaffen, in deren Besitz er einst mit einem gewissen Stolz vor den Vater treten könne, um sich die Hand des Mädchens zu sichern.

Ihr Herz freilich wollte er sich schon früher erringen. Aber nicht mit Worten, die um ihre Liebe bettelten, denn das entsprach seinem Wesen nicht und wäre ihm als ein Mißbrauch der Pflicht erschienen, die er dem Vater gegenüber übernommen hatte. In den stillen Stunden des Zusammenseins, wo es ihm gegeben war, auf ihr Herz und Gemüt einen Einfluß zu gewinnen, würde sie, so hoffte er, allmählich die Seine werden.

So verging die Zeit in stillem Ringen und Mühen. Der Winter kam, und auf den Wiesen vor Lenas Fenster tummelten sich im Nebel die Möven; es wurde wieder Frühling, und anstelle der Möven jagten sich draußen die Schwalben. Und schließlich wurde es wieder Sommer. Nun war der Unterricht so weit fortgeschritten, daß das Mädchen weiterer Unterweisung und Anregung kaum mehr bedürfte, und mit dem Beginn der Schulferien sollten die Musikstunden aufhören.

In diese Zeit fiel Lenas achtzehnter Geburtstag, und es fand eine kleine Feier statt. Auch der Lehrer war mit einigen anderen Gästen am Nachmittag zum Kaffee geladen. Es waren Bekannte aus dem Städtchen: der Pfarrer und einige Freundinnen des Mädchens mit ihren Müttern. Aber noch einer war da, den Heinrich Jansen noch nicht näher kannte, wiewohl er ihm schon einigemal in Gesellschaft des Hausherrn in der Stadt begegnet war. Es war der Besitzer des Dedsteins, des größten Gutes in dieser Gegend, das eine Strecke flussaufwärts in der Nähe der Stadt gelegen war. Der saß nun neben Lena Peters.

Er mochte einige Jahre älter sein als der Lehrer, den es mit Befremden erfüllte, diesem Menschen gerade hier zu begegnen. Denn man

erzählte sich in der Stadt Geschichten von ihm, die ein seltsames Licht auf seine Lebensanschauungen und Gewohnheiten warfen. Und sein Befremden wuchs, als er in den brutalen Zügen des gegenüber sitzenden las und die Schmeicheleien hörte, die er dem Mädchen sagte.

Doch schien der Apotheker das Befremden des Lehrers keineswegs zu teilen, und ein leises Erschrecken überkam Heinrich Jansen, als er einmal einen seltsamen Blick des Einverständnisses auffing, den der Hausherr mit seinem Gaste wechselte. Da fühlte er, daß seiner Liebe Gefahr drohe. Zwar glaubte er ja, daß im Herzen des Mädchens schon seit langem eine tiefe Zuneigung zu ihm erwacht sei und daß es ihm nur ein Wort koste, das Geständnis der Liebe von ihr zu hören, aber nun fürchtete er auch, die rohe Gewalt des Vaters könne sie dem anderen in die Arme zwingen, bevor er ihr sein Herz geöffnet habe.

Da beruhigte es ihn ein wenig, als am Abend der vom Dedstein mit ihm und den anderen Gästen das Haus verließ. Nun war ja die Gefahr für den Augenblick vorüber. Und morgen würde er den Augenblick herbeiführen, der ihn der Liebe des Mädchens versichern sollte. —

Am Nachmittage des folgenden Tages kam Heinrich Jansen zum letzten Male in die Apotheke. Er wollte die einzige Stunde, die er nun noch mit dem Mädchen verleben durfte, nicht ohne eine Entscheidung vorbeigehen lassen. Zugleich kam er, um Abschied zu nehmen.

Die Abschiedsstimmung, die sich des Lehrers bemächtigt hatte, war auch über Lena Peters gekommen. Die Freude am Musizieren fehlte ihr heute, eine bleierne Müdigkeit schien ihre kleinen Hände gefesselt zu haben, und auf ihren sonst so blanken Augen lag es wie ein dunkler Schatten. Erst, als er ihr von seiner Zukunft sprach und von seinen siegesgewissen Hoffnungen zu ihrem Herzen redete wie ein guter Freund, da kam Leben in ihre Gestalt und Glanz in ihre Augen. Er erzählte ihr, was er bisher noch nie getan: von dem Ziel, auf das er zustrebe, von den Erfolgen, die er auf diesem Wege in stiller Arbeit bereits errungen und von der Zuversicht, mit der er der Zukunft entgegen schaue.

Sie sah da und schaute ihn mit leuchtenden Augen an, und eine liebliche Röte lag auf ihren Wangen.

Da mußte Heinrich Jansen, wie es in ihrem Herzen um ihn stand, und er erinnerte sich plötzlich wieder des Liedes, das sie an jenem Sommerabend vor einem Jahre gesungen hatte. Er griff nach den Noten auf dem Klavier und hatte es bald entdeckt. Und als er sie dann bat, ihm zu Liebe das Lied zum Abschied zu singen, da spielte ein leises Lächeln um ihren Mund, und er wußte nun, daß sie ihn erkannt hatte, als er damals drunten an der Mauer gestanden.

Und sie zögerte nicht, seinem Wunsche zu willfahren, und während er sie klopfenden Herzens auf dem Klavier begleitete, sang sie mit ihrer weichen Stimme das alte Lied. Und es kam dieses Mal wie ein tiefinneres Erlebnis aus ihr heraus:

— „Mir ist: in meinem Herzen voll
Ein Blühen auch beginnen soll
Von einer schönen Blume.
Und eine scheue, liebe Hand
Die Knospe sucht wohl, die erstand
In einem jungen Herzen.“ —

Das tiefe Rot war allmählich von den Wangen der jungen Sängerin gewichen und hatte einer leisen Blässe Platz gemacht, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, und ein verstohlenes Zucken ging um ihre Mundwinkel.* Wie ein zarter Hauch klangen dann die letzten Worte leise an das Ohr des Lehrers.

Wie es nun gekommen — keiner wußte es — aber als der letzte Ton des Liedes leise in den dämmernden Abend verweht war, da geschah es, daß ihre Hände sich suchten und fanden und ihre Lippen sich in einem langen Kusse berührten —

So wurde in dieser Stunde Lena Peters die Braut des Lehrers. Und sie gelobten sich, nie mehr von einander zu lassen.

Am anderen Tage reiste Heinrich Jansen in die Ferien. Als er wiederkam, war der Sommer vorbei, die Schwalben waren fortgezogen, und wiederum hatte der Herbst die Linden auf dem Schulhose in seine glänzend bunten Farben gehüllt.

Und auch sonst hatte sich im Städtchen manches verändert. — Lena Peters war die Braut eines anderen geworden — — — Erst hielt der Lehrer diese Neuigkeit, von der das ganze Städtchen sprach, für ein bloßes Gerede, als er dann aber die Anzeige der Verlobung im Kreisblatt gedruckt sah, konnte er nicht

länger zweifeln, daß es grausame Wirklichkeit war, und daß der vom Oedstein an seine Stelle getreten sei.

Es folgte nun eine trostlose Zeit für Heinrich Jansen; Stunden, in denen er an allem verzweifelte.

Aber allmählich gewann in seinem verbitterten und zerrissenen Herzen das Bild des Mädchens seinen fleckenlosen Glanz zurück, und die Ueberzeugung kam ihm, daß nur brutale äußere Verhältnisse Lena Peters zu diesem Schritte gezwungen haben könnten. Und er suchte eine Begegnung mit ihr.

Nun ging er Tag für Tag den Fußpfad hinunter zum Flusse. Von ihrem Fenster aus mußte sie ihn dann sehen und seine Absicht, sie zu treffen, erraten. Mehrere Male ging er vergebens diesen Weg, aber als er wieder einmal durch die Dämmerung des Abends nach der Stadt zurückkehrte, war sie ihm entgegengekommen, und er sah aus einiger Entfernung, wie sie an einen der Weidenstämme neben dem Pfade gelehnt, ihn erwartete.

Der letzte Rest von Groll, den er in den letzten Wochen gegen sie gehegt, verschwand, als er nun bei ihr stand. Ihre sonst so trischen roten Wangen waren während der Zeit, da er sie nicht mehr gesehen, blaß und schmal geworden, und um die niedergeschlagenen Augen hatte das Leid dunkle Schatten gelegt. Sie stand ohne Bewegung da und sah erst zu ihm auf, als er ihre Hand ergriff und in der seinen hielt.

„Lena,“ sagte er nur. —

Da konnte sie beim Klange seiner Stimme ihr nur mühsam beherrschtes Leid nicht länger in ihrer Brust verschließen, und sie schluchzte laut auf. Er aber riß die Weinende an sich und suchte den Sturm in ihrem Herzen zu beschwichtigen. Und da er sie eine Weile in seinen Armen hielt und ihr mit sanften Worten zuredete, sich zu fassen und begütigend ihre blässen Wangen streichelte, da ließ endlich das Schluchzen nach, und die Tränen, die nun schon so manche Nacht in der letzten Zeit geflossen sein mochten, rannen spärlicher. Aber ihre Stimme klang so müde und tonlos, als sei alle Hoffnung in ihr erstorben.

„Es darf nicht sein — —“

Jetzt, da er sie in den Armen hielt, war alle Trostlosigkeit von ihm gewichen und ein starker Mut an die Stelle der Verzagttheit getreten.

„Laß es gut sein,“ versuchte er sie zu trösten und schloß sie, da sie sich ihm mit sanfter Gewalt zu entwinden suchte, noch fester in seine Arme. „Es ist niemand so stark, daß er uns trennen könnte. Kein Schicksal gibt es, das so mächtig wäre! Wohl kann ein brutales Geschick uns untergehen lassen, aber trennen kann uns nichts. — Kein Schicksal vermag das! Das können nur wir, wenn wir uns selbst und einander untreu werden.“

Er fühlte nun, daß sie das Geschehene als etwas Unabwendbares auffasse. — Und dann erzählte sie mit fliegendem Atem, wie alles gekommen.

Der vom Dedstein hatte wenige Tage nach des Lehrers Abreise um ihre Hand angehalten, und der Vater hatte, ohne sie um ihre Meinung zu fragen, zugesagt. Ihr selbst aber war in kurzen strengen Worten bedeutet worden, daß an dem Geschehenen nicht zu rütteln sei. Ueberrascht und empört hatte sie dann zunächst gefleht und angehalten, man möge sie schonen, und nicht einem Manne zu eigen geben, den sie nie werde lieben können.

Da hatte ihr der Vater verraten, was ihn gezwungen, dem Dedsteiner zu willens zu sein. Der habe von seinem Vater her eine bedeutende Forderung an ihn, die er kündigen werde, wenn die Werbung erfolglos verlaufe. Die Kündigung der Geldsumme brächte die Apotheke an den Ruin, und er stehe, wenn es mit den Gläubigern zum Bruch komme, vor dem Nicht. — Da hatte das Mädchen, um den Vater zu retten, eingewilligt, die Braut des Dedsteiners zu werden.

Lena Peters hatte ausgeredet, und sie waren inzwischen durch den Nebel der Wiesen der Stadt nahe gekommen. Nun stand das Mädchen plötzlich still und sah den Lehrer an, als wolle sie sagen, „Ist es nun nicht doch das Schicksal und nicht Schuld, was mich von dir trennt?“

Er las diese Frage in ihren Augen, aber er stimmte ihr nicht bei. „Nein, Lena! Nicht ein Schicksal über uns zwingt dich! Du hast dein Geschick, das sonst in deiner Gewalt ruht, in deines Vaters Hand gegeben. Aber du mußt es wieder zurücknehmen, denn ein solches Opfer, wie es jetzt von dir verlangt wird, kann niemand von dir fordern. Auch dein Vater nicht!“

„Nein, Heinrich,“ wehrte sie schluchzend ab, „es liegt nicht in meiner Macht, das Geschehene ungeschehen zu machen. Was uns

trennt, ist stärker als du und ich, und wir müssen uns darein ergeben. — Es darf nicht mehr sein.“

Und wie wenn sie die letzten Bedenken gegen den Entschluß, den sie in stiller Ergebung gefaßt, mit Aufbietung aller Kräfte unterdrücken wolle, entzog sie ihm ihre Hand und wandte sich, ihn zu verlassen.

„Lena!“ — Sie war schon etliche Schritte entfernt und drohte im nächsten Augenblick im wallenden Nebel zu verschwinden. Aber es lag so viel Schmerz und so viel Liebe in seiner Stimme, daß sie nochmals stehen blieb und sich umwandte. Und sie wehrte sich auch nicht, da er auf sie zugeschritten kam und sie stürmisch an sich zog. Aber dann riß sie sich plötzlich los und eilte von dannen. Er rief ihr noch einmal, aber sie blieb nicht wieder stehen; er sah nur noch, wie sie im Davongehen die Hand vor das Gesicht preßte, als wolle sie den Tränen Einhalt gebieten, und es war ihm, als dringe es wie verhalltes Schluchzen zu ihm zurück. — Aber nur wenige Augenblicke dauerte das, dann sah und hörte er nichts mehr von ihr, und eine Stimme in seinem Innern sagte ihm, nun ist sie für immer von dir gegangen. —

Der Winter zog dann ins Land, und Heinrich Jansen hatte inzwischen jede Hoffnung aufgeben müssen, Lena Peters jemals wieder zu gewinnen. Ein paar Mal hatte er ihr seitdem noch geschrieben und sie um eine Zusammenkunft gebeten, aber die Briefe, die sie ihm wieder schrieb, hatten ihn mit dem Unabwendbaren noch vertrauter werden lassen. Sie versicherte ihm, daß sie nur ihn ihr ganzes Leben lieben werde und hat ihn zugleich, es ihr zu vergeben, wenn sie dennoch nicht ihm gehören könne. Die ganze Trostlosigkeit ihres jungen Herzens klang aus diesen Zeilen, und er sah, daß die Verzweiflung sich ihrer bemächtigt habe.

Weihnachten kam inzwischen und ging vorbei, und es nahte schon die Fastenzeit. Man erzählte sich in der Stadt nun nur noch von Lenas Hochzeit, die in nächster Zeit stattfinden sollte. Da ging mit Heinrich Jansen eine Veränderung vor. Wenn er bisher nur Mitleid mit dem Mädchen gefühlt, das er liebte, so erfaßte ihn nunmehr ein leiser Groll gegen ihre Opferfreudigkeit für ihren Vater, und er schalt sie heimlich schwach und feige. Im letzten Brief hatte er sie gebeten, mit ihm zu fliehen und sonst wo in der Welt mit ihm glücklich zu sein, aber auch das hatte sie abgelehnt. Nun, da

sie ihm mittheilte, was man sich in der Stadt nun schon seit Tagen erzählte, und wo sie ihn zum letzten Male um Verzeihung bat für das, was sie zu tun im Begriffe stand, da legte er beim Gedanken an ihre Schwäche den Brief mit einem bitteren Lächeln zu den übrigen.

So kam der Tag der Hochzeit. Es war ein kalter, grauer Tag im Februar, und die Schatten der Nacht wollten an diesem Morgen nicht weichen. Die Trauung in der Kirche war auf eine frühe Morgenstunde festgesetzt, und wie bei jeder gottesdienstlichen Handlung sollte auch dieses Mal Heinrich Jansen mit seinem Orgelspiel das feierliche Ereignis verschönern.

Wie ein Traumwandelnder schritt der Lehrer durch die Morgendämmerung der Kirche zu, und es war ihm zu Mute wie einem, der zur Richtstätte geführt wird. Und als er dann im Dunkel der Kirche vor der Orgel saß, da kam ihm das, was er in der nächsten Stunde erleben sollte, als etwas Ungeheuerliches und Unfaßbares vor. Er konnte nicht begreifen, daß man so viel verlieren könne.

Er war noch froh und die Kirchenstühle standen noch leer, als er oben saß und sann und nach Fassung rang. Aber es fiel ihm nichts ein, womit er sich hätte trösten können.

Oben im Dachgebälk des Turmes waren die Dohlen in ihrem Nachtquartier aufgewacht. Sie zankten sich und krächzten, und ihr Geschrei, das in wüstem Mißklang an das Ohr des still Dastigenden schlug, kam ihm vor wie das Hohngelächter finsterner Gewalten.

Aber dann wurde es allmählich heller; die Dohlen flogen eine nach der anderen von dannen, und durch die buntgemalten Fenster kam allmählich das bunte Morgenlicht gezogen. Und nach einer Weile läuteten die Glocken, die Stühle füllten sich mit Andächtigen und Neugierigen, und dann nahte endlich der Brautzug. Da wachte Heinrich Jansen auf, und da er hinunterschaute und die in weiße duftige Schleier gehüllte Gestalt der Braut zwischen den anderen knien sah, schwindelte es ihm vor den Augen und er fühlte, daß es ihm Mühe kosten werde, seine Fassung zu behaupten.

Aber es gelang ihm. Zwar lag es ihm, als der Gottesdienst begann, wie Zentnergewichte in den Fingern, und grelle Mißakkorde mischten sich in sein Spiel. Dann jedoch klang es wie brausender Jubelsang durch den heiligen Raum. Er fühlte: Den Schmerz, der seine

Brust durchwühlte, konnte er nur mit Hohn und Gewalt unterdrücken.

Dann nahte der Augenblick, wo Lena Peters mit dem anderen zum Altar schritt, um das ewig bindende Wort zu sprechen. Ein tiefes Schweigen ging durch die ganze Kirche, als der alte Pfarrer die übliche Ansprache an das Brautpaar hielt und dann die entscheidende Frage stellte. Der Dedsteiner antwortete laut und deutlich, als aber Lena Peters mit müder Stimme ein kaum hörbares „ja“ lispelte, da klang es wie eine leise Todesklage.

Da war es mit Heinrich Jansens Fassung vorbei. Und wie er mit dem letzten Rest von Kraft mühsam den Schmerz seines verblutenden Herzens niederzutreten rang, da glitten seine Hände über die Orgelkasten und fanden die Töne des Liedes, das Lena Peters an jenem Sommerabend gesungen, und dann später, als sein Herz das ihre gefunden. — Und wieder wie damals klang jetzt, nur für zwei Herzen verständlich, die alte Weise:

„Nun sind im Garten ringsumher
Mit ihrem Dufte süß und schwer
Die Rosen ausgegangen.

Was gestern noch im Schlummer lag
Ist aufgewacht: die Knospen sag
Und träumend meine Seele —

Mir ist: in meinem Herzen voll
Ein Blühen nun beginnen soll
Von einer schönen Blume.

Und eine scheue, liebe Hand
Die Knospe sucht wohl, die erstand
In meinem jungen Herzen.“ — —

Als der Lehrer dann geendet und wieder hinunterschaute, da sah er, daß man sich dort um eine Ohnmächtige bemühte. Man hatte ihr den Schleier vom Gesicht gezogen und suchte das tothlassee Antlitz und die Gestalt, die wie leblos in den Arm einer Freundin hingegossen lag, wieder zum Leben zurückzurufen. Ein Weichen mühte man sich so, dann aber trug man Lena Peters aus der Kirche, und auch die Hochzeitsgesellschaft entfernte sich mit ernstern bestürzten Gesichtern.

Die Messe war inzwischen zu Ende, und auch Heinrich Jansen eilte, nach Hause zu kommen. Und als er fast besinnungslos in seinem Zimmer angelangt war, da ergriff er mit stobernden Händen das Briefchen, das am Abend vorher angekommen war. Es war von Lena, aber der Empfänger hatte es nicht geöffnet. Er war überzeugt gewesen, daß auch diese

Zeilen wieder nur die alte Bitte um Verzeihung enthielten, und er wollte sie erst dann lesen, wenn alles vorbei wäre. Nun las er mit wirren heißen Augen:

„Wir sind hingegangen worden. Mein Vater sprach nur deshalb von der Forderung, die der Dedsteiner an ihn habe, um mich ihm in die Arme zu zwingen. Ich soll dem Reichtum dieses Menschen, den ich hasse, geopfert werden.

Sei gegen Mitternacht vor unserem Hause! Ich bin nun bereit, mit Dir zu fliehen, wohin Du willst. Verlaß mich nicht und rette Deine Lena.“

Ein Taumel ergriff hier den Lesenden, die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen, und mit einem wehen Schrei brach er zusammen. — — —

Als er dann nach langen Wochen aus nem schweren Nervenfieber erwachte, hatte h auf sein verdüstertes Gemüt eine große Schwäche und Teilnahmslosigkeit gelegt. Und s war vielleicht gut so; denn es ließ ihn den sten und wohl auch den schwersten Schlag chältnismäßig leicht verwinden — — Lena sters war tot — —

Zwar war sie aus der Ohnmacht, die sie der Kirche befallen, wieder aufgewacht, und Dedsteiner hatte sie noch am selben Tage Herrin auf sein Gut geführt. Aber in den jenden Tagen hatte es sich wie ein dunkler jatten um den Geist der jungen Frau geert, und eines Abends hatte sie sich heimlich n Dedstein entfernt.

Einige Wochen später fand man sie ertrun in einem der Altwassertümpel am Flusse. Und nun, da der Lehrer langsam wieder er Genesung zuschritt, wuchs schon das erste, e Gras des nahenden Frühlings auf dem iber der Toten. —

In demselben Jahre wurde Heinrich Jansen Musiklehrer an das Seminar einer weit rnten Stadt berufen und verließ das Städt-

chen, wo er das Glück seiner Jugend gefunden und verloren hatte.

Manches Jahr war indes gekommen und wieder gegangen. Die Zeit hatte Heinrich Jansen vielen Erfolg gebracht, aber wenig wahre Freude. Denn die war begraben mit Lena Peters. — —

Aber nach vielen Jahren, die nur der Arbeit gewidmet waren, ergriff ihn das Verlangen, wieder dort zu sein, wo er so viel Glück und Unglück erlebt hatte, und an einem schönen Frühlingstage war er wieder wie damals vor langer Zeit, in die alte Stadt eingezogen. — Damals hatte Lena Peters ihm gegenübergesessen, und er war jung und glücklich gewesen. — Nun, da er wiederkam, war alles anders. Nur eines war jetzt wie ehemals: die Liebe, die, wenn sie wahr ist und groß, nie mehr sterben kann. — — —

* * *

Der alte Mann am Fenster erwachte. — Sein ganzes Leben war an seinem Auge vorbeigezogen. Nun war er zu Ende. Er strich sich leise mit seiner feinen Hand über sein weißes Haar und schaute hinaus in den grauen Morgen. Der Sturm hatte aufgehört und es lag wie tiefer Gottesfriede über der noch schlafenden Stadt.

Auch in dem Herzen des Einsamen war es still und ruhig geworden, und in seinen Augen lag es wie stiller Glanz. Und da er jetzt noch einmal an Lena Peters dachte, da fühlte er, daß seine Liebe zu ihr nicht fruchtlos sein könne, und es zog wie eine süße Ahnung in sein Herz, daß er sie, die er einst be sessen, dann aber verloren, deren Andenken er jedoch die ganze Zeit seines Lebens gehegt und gepflegt, einmal wiedersehen und nie mehr verlieren werde. Denn eine tiefere Stimme sagte ihm, daß seine Liebe irgendwo ihre Erfüllung finden müsse. —

Und hoch über dem einsamen Träumer rüsteten sich die Sterne zum Schlafengehen. —

Die Waldmühle

Erzählung von Paula Wassermann.

Tief im Walde unter alten Buchen und i versteckt liegt verträumt die Waldmühle. Ist verwittert, das Moos grünt am alten des Schindeldaches und längs dem Mühlwuchert das blühende Holundergesträuch. as Rauschen des Wassers hinein klingt

das Jubeln der Drosseln und Schwarzblättchen.

Das Mühlrad geht nicht mehr, moosumponnen lehnt es in der Ecke, es steht still, seit der alte Waldmüller draußen auf dem Kirchhof liegt.

Christl war noch ein Kind, als der Vater starb und die Mutter hegte ihren Einzigen mit abgöttischer Liebe, ließ ihn wachsen, blühen und träumen, bis man auch sie vor zwei Jahren über die Schwelle der Waldmühle getragen — hinaus in des Herrgotts Garten. Die Waldmühle lag noch im Schlummer, verträumt hockten die Nebelfrauen auf den Bäumen und auf den Gräsern lag der Tau. Der scheue Morgenwind huschte am Waldeshang vorüber, die Lichtgeisterchen spielten in den Zweigen, die Nebelfrauen hoben ihre Schleier und zogen um die Berge, die die Dämmerung gefangen hielt, Nur einzelne lichte Streifen stahlen sich durch das Gewölk, die den Morgen verkündeten und die Lautropfen flimmern machten.

Da trat auch schon Christl, der junge Waldmüller, aus dem Hause; er war ein Frühaufsteher, er liebte den Morgenglanz, der machte ihn froh, dann liebte er auch seine Waldvögelein, die gehörten zur Waldmühle, waren da zu Haus.

Dort unter der alten Buche steht der Tisch, der wurde für die Waldvögelein gedeckt, die besten Leckerbissen streute der Waldmüller für seine Lieblinge hin. Jeder wollte etwas Besonderes haben, da mußte er sorgen, daß das Hirngrillerl, das Rotchwänzchen, das Schwarzblattl auf ihre Rechnung kamen.

Und erst, wenn die Jungen waren, wenn die Alten mit ihrer zahlreichen Familie kamen, da gab es Eierkuchen und Weißbrot, das stahlen ihm die Finken und Meisen aus der Hand.

Raum ging Christl am Holunderbusch vorüber, war auch schon das Rotchwänzchen da.

Das war sein besonderer Liebling.

Stürmich begrüßte es ihn mit seinem Dü, dü, dü, zi—ziwill! Das war der Morgengruß.

Das Hirngrillerl, das unsanft aus dem Schlafe geweckt wurde, fing zu schimpfen an und der Buchfink schrie sein zi, zi, zi, Holzjackl! in den hellen Morgen hinein.

„Recht hast, sollst das letzte Wort haben“, sagte Christl und klatschte in die Hände, das war das Zeichen zum Frühstück. Gleich war der Tisch unter der Buche besetzt mit über hundert Waldvögelein.

Da gab es manchmal Zank und Streit, jeder wollte die besten Körner haben und gar der Eierkuchen . . . da gab es Sturm. Dort in den hohlen Weidenstumpf hatten die Meisen

ihr Nest, da waren ihrer zwanzig Nesthäkchen darin. Bis die satt waren!

Und das Gezanke und der Futterneid!

Da mußte der Waldmüller seine ganze Weisheit anwenden, um seine Lieblinge zur Vernunft zu bringen. Und der Waldmüller verstand ihre Sprache und redete mit ihnen wie mit vernünftigen Menschenkindern. Als das Frühstück beendet war, huschten die Gesangs-künstler unter das grüne Blätterdach und studierten ihre Lieder ein. Bald klangen in den Birken, Buchen und Erlen die Lieder der Waldvögelein.

Am Mühlbach stand Christl, die Angel in der Hand, und hielt sie in die dunkle Flut. Blaue seidige Libellen tanzten umher, die Frösche im Köhricht quakten laut und geschmeidige Grashüpfer tollten um den Uferstrand. Christl zog die Angelschnur aus dem Wasser und warf sie weg. „Die Dinger wollen nicht anbeißen“, sagte er ärgerlich.

„Hast halt nicht den richtigen Köder“, sagte ein blondes Dirndl, das just vorüberging und schaute ihn mit schelmischen Augen an. Flugs ist das Dirndl in der Wiese und haschte nach Köderfliegen, die es auch nicht kriegen konnte. Christl fing das Dirndl auf, ist es doch des Martlbauers Tochter, die er lieb hatte seit er sie zum ersten Male gesehen.

Der Mühlbach rauschte, die Vögelein sangen, in der Wiese hopsten zwei Menschenkinder und haschten nach Köderfliegen.

* * *

Sonnenwende war es, unter dem Kastanienbaum beim Lindenwirt saßen die Musikanten und spielten lustige Weisen und die muntere Dorfjugend drehte sich im Tanz. Die Seidenbänder flatterten, die jungen Burschen haschten darnach und in das Lachen und Plaudern klangen die Gläser der munteren Zecher. Eine Schar junger Dirndeln hatte sich um die Dorf-linde versammelt, Kränze warfen sie in das Geäst des Baumes. Bleibt der Kranz am Baume hängen, so ist der Jubel groß, denn das betreffende Dirndl hält gewiß das selbe Jahr Hochzeit. — Fällt der Kranz vom Baum zurück — gibt es dieses Jahr kein Liebesglück — Manches Dirndl geht dann traurig heim — denn die Jugend glaubt fest an dieses Orakel.

Abseits von den andern stand Christl mit Lena, der Tochter des Martlbauers. Die beiden

waren sich gut und fühlten die tiefe erste Liebe mit allem Zauber. Auch Lena wand einen Kranz aus Feldblumen und warf ihn in das Geäst des Baumes. Der Kranz fiel vom Baum zurück, zerstreut lagen die Blumen im moosigen Grund; das machte Lena traurig.

dann ging er in seine einsame Waldmühle und träumte in die mondbeglänzte Sommernacht hinaus.

Auf der Anhöhe, von Obstgärten und wogenden Kornfeldern umgeben, liegt der Kreuzhof, der reiche Besitz des Kreuzhofbauers. Es ist ein alter Bau, der schon ein paar Jahrhunderte bösen Wettern getrotzt und von einem Familienglied auf das andere übergegangen ist. Stolz schaut er in das Tal hinab, wo zu seinen Füßen ein kleiner Neubau steht, es ist das Haus des Martlbauers.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf das Paar, Lenas Haar schillerte wie gleißendes Gold, wie ein feines Gespinnst zogen sich die Sonnenspäden und umschlangen das Paar, das in sich versunken in der Wiese stand. Vom Garten her zog der weiche Duft der Rosen, die Leuchtkäfer schwärmten um das Blättergrün und die schillernden Lichtlein verkündeten: Sonnenwende ist es!

Die Dämmerung brach jäh herein, die Berge hoben sich blauschwarz über den Waldhängen ab und dunkle Schatten huschten über die Wiese.



Der Kranz fiel vom Baum zurück, zerstreut lagen die Blumen im moosigen Grund; das machte Lena traurig.

Lena schauerte mit einem Mal zusammen, auch Christl fühlte, als stünde ein eisiger Schatten zwischen ihm und seinem Lieb. Hand in Hand standen die beiden u. schauten, wie der letzte blasse Schein im Westen verglomm und der müde Tag versank.

Sonnenwendzauber — Herengold, hüllst die Welt in schillernde Farben und Blütentau. Dann wendest du dein Angesicht —

die Nacht breitet ihre schwarzen Flügel aus und umflort die stille Pracht. Christl und Lena gingen heimwärts, wie ein Alp lag es auf ihnen.

ber ist das Dirndl geworden, dachte sich der Kreuzhofbauer immer wieder.

Christl hielt Lenas Hand in der seinen und ählte, wie ein Zittern durch ihren Körper rann. Wie ein böses Ahnen lag es auf ihrer Seele. „Lena, schau mich an“, sagte Christl und leuherzig schaute er seinem Lieb in die Augen. „Sonnwendzauber vergeht, unsere Liebe aber wahr und echt, die halt ich fest.“ Schweigend gingen sie den Weg durch das wogende Korn und als sie auf die Straße traten, stand mit nem Mal der Kreuzhofbauer vor ihnen. Wie n Mephisto stand er vor ihrem Glück. Christl führte Lena heim, bei den Rosen am artentor zog er sein Lieb noch einmal an sich,

„Ich brauch nur die Hand auszustrecken und das Dirndl ist mein. Mein Gott, der Christl, wenn die Lena ihm auch gut ist — das vergißt sich, wenn sie einmal die reiche Kreuzhofbäuerin ist. Wenn ich will, von Haus und Hof müßten sie gehen, die Martlbauerleute. Und ich — bin nimmer allein, hab ein Wesen, das zu mir gehört, ich will schon sorgen, daß die Lena den Christl vergißt, daß der Frohsinn wiederkehrt — alles soll sie haben — nach meinem Tode alles . . . Und erst die Eltern — keine Sorgen mehr — keine Schulden“ — — Jetzt war der Gedanke reif in ihm — „ja, er freit um die Lena.“

Am nächsten Sonntag schon machte der Kreuzhofbauer sorgfältiger Toilette, er schaute in den Spiegel, ja, er sah stattlich aus, groß, breitschultrig, das Haar wohl an den Schläfen leicht ergraut — aber sonst — nein, man brauchte ihn nicht zu den Alten zu zählen. In seinem langen schwarzen Rock, seinem breitrempigen Hut, trat er als angesehenen Bürger und Freier in das Haus der Martlbauerleute.

„Was gibt uns die Ehre, Kreuzhofbauer?“ sagten die Martlbauerleute einstimmig.

„Euer Dirndl hat mir's angetan, die Lena, ich komm als Hochzeiter, die Lena möchte ich zum Weib“, sagte der Kreuzhofbauer rund heraus.

„Die Ehr!“ riefen die Martlbauerleute zugleich.

„Ich brauch euch nicht erst zu sagen: Das Hoamat bleibt euch als Ausgeding — und daß die Lena versorgt ist — na, als Kreuzhofbäuerin — der Kreuzhof — Feld, Wald, soweit man schauen kann.“

„Die Ehr!“ sagten die Martlleute nur, sonst brachten sie kein Wort heraus.

„Gleich wird sie aus der Kirche kommen, die Lena“, sagte die Martlbäuerin und strich verlegen ihre Schürze glatt.

Da trat auch schon die Lena ein.

„Lena, der Kreuzhofbauer kommt als Hochzeiter“, sagte die Mutter, die glaubte, Lena werde stolz sein auf den reichen Freier.

Auch der Vater schaute sie glücklich an und sagte: „Lena, er macht dich zur Kreuzhofbäuerin.“

Aber blaß ward Lena mit einem Mal, ein schneidendes Weh zog über ihr Gesichtlein hin, sie wollte etwas erwidern und brachte doch kein Wort heraus — dann endlich stammelte sie: „Ich kann nicht, Kreuzhofbauer!“

Die Mutter trat hinter den Kreuzhofbauer, daß er nicht sehen soll, wie sie bittend die Hände erhebt, auch der Vater schaute Lena erschrocken und flehend an.

Dann rang Lena endlich die Worte heraus: „Ich bitt um Bedenkzeit, Kreuzhofbauer!“ „Aber freilich, Dirndl“, sagte der Kreuzhofbauer gutmütig, „wird dich nicht reuen, Dirndl, wenn du einmal Kreuzhofbäuerin bist.“ Wohlgefällig strich der Kreuzhofbauer über Lenas Blondköpchen, reichte den Martlbauerleuten lebenswürdig die Hand und trat als Sieger aus dem Hause. In gemischter Stimmung blieben die Martlbauerleute zurück; zuerst tiefes Schweigen, dann murmelte der Martlbauer glückstrahlend:



„Euer Dirndl hat mir's angetan, die Lena, ich komm als Hochzeiter, die Lena möchte ich zum Weib“, sagte der Kreuzhofbauer rund heraus.

„Keine Sorgen mehr, keine Schulden, am Hoamat verbleiben können, die Lena versorgt — reich — alles mit einem Schlag“.

Lena weinte verzweifelt auf und eilte auf ihre Kammer. Nur nicht anheören müssen, sich ausweinen können, einer geknickten Blüte gleich warf sich Lena auf ihr Lager hin — der Raubreif traf des Martlbauers liebliches Kind. Sonnenwende! — Die gestorbene Blumen, die verstreut im Grase lagen — ihre Ahnung hatte Recht behalten — Sonnenwendzauber — Herengold. Was tun? Ist kein Ausweg?

Lena zermarterte sich das Hirn.

Auf Christl verzichteten — kann sie das?

Und wenn nicht — sind ihre Eltern heimatlos — können von Haus und Hof gehen auf ihre alten Tag — der Vater überlebt es nicht — — Nein, vom Hause gehen sollen die armen Eltern nicht, sie sollen bleiben, aber sie muß es bezahlen mit ihrem Glück . . .

So dachte Lena hin und her — die Mutter kam in die Kammer und streichelte über ihr Gesicht, sie sagte nichts — aber die kummervollen Blicke sprachen mehr als Worte.

Ja, die Eltern sollen bleiben, das stand bei Lena fest.

Als der Kreuzhofbauer wieder kam, sagte Lena kalt und gleichgültig: „Ja!“

Das Schwerste stand Lena noch bevor: Der Christl! Wie soll sie ihm das alles betbringen?

Nur nicht in seine treuherzigen Augen schauen — nur nicht sehen müssen, wie er litt — nein, kommen darf er nicht!

Lena setzte sich hin und schrieb alles — „es sei eiserne Notwendigkeit — ich bin es meinen armen Eltern schuldig, habe Erbarmen und komme nicht“. Franz der Jäger, Christls bester Freund, ging am Hofe vorüber — er soll Christl den Brief überbringen — soll ihm helfen und ihr — — —

„Dirndl, was ist denn g'scheh'n?!“ rief Franz, als er in das abgehärmte Gesichtchen schaute. Nur ein Aufschluchzen antwortete ihm, dann eilte Lena in das Haus.

Christl saß unter der Buche und lauschte dem Gesang seiner Walbvöglein, über den Steg am Mühlbach schritt Franz der Jäger und schwenkte grüßend den Hut. „Grüß Gott auch!“ jagte Christl und rückte auf seiner Bank, um für den Jäger Platz zu machen.

„Einem Raubwild bin ich auf der Spur, das muß erlegt sein, gelt, Christl, kommst mit — ja richtig — da hab ich einen Brief von der Lena“, sagte der Jäger. Christl nahm den Brief und riß ihn auf. Aschgrau wurde sein Antlitz, als er die Zeilen mit der zitterigen Schrift gelesen, dann sank er an den Stamm der Buche — betäubt — gebrochen. — „Jesas!“ schrie Franz der Jäger auf — „wenn ich das gewußt hätte, der Teufelsbrief wäre nie in deine Hände gekommen — nie.“



„Jesas!“ schrie Franz der Jäger auf — wenn ich das gewußt hätte, der Teufelsbrief wäre nie in deine Hände gekommen — nie.“

— nicht sehen müssen, wie man sein Lieb unter Lärmen und Jauchzen fortführte von ihm — weit fort. — — — Nein, einmal noch mußte er Lena sehen, von ihr Abschied nehmen, stark sein wollte er, — nur sein Lieb sehen — einmal noch.

Als die Dunkelheit hereinbrach, schlich er sich hinaus. Unter der Linde verbarg er sich so, daß er das Tor des Lindenwirtes beobachten konnte. Wie froh, wie glücklich war er damals am Sonnwendfeste, just an derselben Stelle warf Lena den Kranz in das Geäst des Baumes, an derselben Stelle lagen die gestorbenen Blümlein.

Die böse Ahnung hatte Recht behalten, mitten in den Sonnenschein hinein trat das Schicksal — der Kreuzhofbauer, der Zerstörer . . .

Ahnte Lena, daß Christl nahe war?

Trieb sie die Erinnerung heraus?

Lena stand mit einem Mal unter der Linde.

„Christl!“ schrie Lena auf und ein Stammeln erstickte an seiner Brust.

„Sei gut, Lena,“ sagte Christl und hielt das Dirndl fest an sich gepreßt, daß alle Qual herunterweinte. Niemand kam, die erleuchteten Fenster glühten wie Lichtlein herüber, Saitenklänge und Gläserklirren schollen in die Nacht heraus.

„Lena, wir zwei gehören zusammen — wär' es nicht besser, sterben — voneinanderreißen wollen sie uns — Lena!“ stieß Christl wie fiebernd hervor.

„Der Vater, die Mutter“, hauchte das Dirndl. In der Türe erschien eine Gestalt, Lena stürzte fort.

Böllerknallen und Musik verkündeten den Polsterabend des Kreuzhofbauers. Die ganzen Dorfleute waren versammelt und die Ehrenpersonen des Dorfes zu Gaste geladen. Ja, beim Lindenwirt gab es an diesem Tage alles, was sich die Leute nur wünschen konnten, auch die Dorfarmen erhielten Speise und Getränk. Und an der Seite des Kreuzhofbauers saß Lena, blasse Braut, und war im Geiste weit weg draußen in der einsamen Waldmühle.

Und Christl verkroch sich in seine Kammer morgen der Hochzeitstag Lenas — nur fort

Christl wankte heimwärts, lustige Saitenklänge, die aus dem Lindenwirts haus schollen, gaben ihm das Geleite. Dort am Steg, der über das Wasser führt, hielt er an und schaute hinab in die gurgelnde Flut. Das Schicksal stand an seiner Seite und schüttelte ihn mit kräftigen Fäusten. „Packe mich nur an —

ein Sprung da in die Tiefe und ich bin entronnen“, schrie es in Christl.

Und der Waldbach rauscht seine Lieder, bald murmelnd, bald einschmeichelnd, bald zieht ein Rieseln und Klingeln über das Wasser hin, wie der Ton feiner Silberglöcklein, die mit den Kieselsteinchen spielen.

Dann schwellen die Töne an zu wildem Rauschen und Grollen, um im Sturze alle Geminnisse mit sich zu reißen und verklingen zu eintönigem Murmeln, als gelte es, ein müdes Kind einzuschläfern. Tauchen nicht weiße Arme auf — dort — wo die Buchen aus dem Wasser klettern? Ein Mäbsterleib wiegt sich in den Armen der Wellen, die weißen Blüten der Schlingewächse legen sich um ein blondes Haupt, die weißen Arme strecken sich nach Christl aus und ein bleicher Mund flüstert: „Komm!“

Die Weiden zittern und nicken und helle Tropfen fallen nieder auf den Gebrochenen. Ein Weib im grauen Gewand steht vor Christl, faßt ihn an und führt ihn vom Wasser fort. Mit milder Stimme spricht es:

„Komm, vertraue mir, ich führe dich, laß das Wetter stürmen und grollen, laß dich von der Finsternis umfassen, einmal kommt doch der Morgen und der leuchtende Tag — komm' laß' dich führen — ich bin die Zeit.“

Am Hochzeitsmorgen seiner Lena machte sich Christl auf den Weg. Auf der Anhöhe hielt er an, noch einmal schaute er in das Tal hinab auf das Haus des Martlbauers, das erkaufte war mit der Kindesliebe und seinem Glück.

Nah steht die alte Dorfsinde, in deren Rinde er seinen und Lenas Namen geschnitten, verzweifelt warf er sich dort auf die Bank und versank in düsteres Grübeln.

Wie lange er so vor sich hingebütet, wußte er nicht, er schrak plötzlich auf durch den Knall eines Schusses, der in der Nähe fiel.

Erchrocken sprang Christl auf und eilte nach der Richtung, woher der Knall kam.

„Gott im Himmel, der Kreuzhofbauer!“ schrie er auf. Sein Nebenbuhler lag am Boden, ins Herz getroffen . . . Hilflos wie ein Kind stand Christl da.

Was tun? Er kniete neben dem Kreuzhofbauer nieder — vielleicht ist noch Hilfe möglich — der Kreuzhofbauer hat ihm das Liebste geraubt, daran dachte er augenblicklich gar nicht, wo es sich um ein Menschenleben handelte — er sprang auf — Hilfe wollte er holen — da stand mit einem Mal Franz der Jäger vor ihm. „Armer Kerl, was hast du getan!“ rief er Christl zu.



„Geh schnell“, sagte Franz, der gesehen hatte, daß Lena entsezt vor dem toten Kreuzhofbauer stand.

„Franz, du glaubst doch nicht! . . .“ schrie Christl ihn an.

„Armer Kerl!“ sagte Franz noch einmal, „Christl, du hast gelitten . . . aber so . . .“

Da waren auch schon Leute zur Stelle und Christl umringt. Und Christl, verzweifelt, daß sein Freund ihn für den Mörder halten konnte, jah wirklich wie ein solcher aus.

Der Wachtmeister, der mit einem Gendarm hinzugekommen, legte Christl die Hand auf die Schulter. „Du mußt mit“, sagte er.

„Der Kreuzhofbauer hat dir das Liebste geraubt, aber so . . . du begreiffst, Christl . . .“ mitleidig schaute er in das zermarterte Gesicht vor ihm — „komm!“ sagte er nur.

„Geh schnell“, sagte Franz, der gesehen hatte, daß Lena entsezt vor dem toten Kreuzhofbauer stand. Aber auch Christl hatte sie schon gesehen, wie hilflos suchend streckte er die Hände nach ihr aus — nur einen Menschen finden, der an ihn glaubte, wo alles um ihn im Bankrott war.

Lenas Gesicht hatte sich qualvoll verzerrt vor Gram geschüttelt, hielt sie die Hände hinter dem Rücken zusammen.

„Lena, du auch!“ schrie Christl auf, „jetzt ist mir alles gleich“ willig ließ er sich von den Gendarmen wegführen.

Ruhig schritt Christl in der Mitte, nur als sie am Kirchhof vorüberkamen, hat Christl vor

seiner Mutter Grab Abschied nehmen zu dürfen.

„Mutter! — du schlafst — du kannst schlafen!“ schrie Christl auf und sank am Hügel nieder — ruhig kehrte er aus dem Kirchhof zurück und ging in der Mitte der Gendarmen weiter. In der Gefängniszelle auf der Strohprißche brach er zusammen.

Der tote Kreuzhofbauer wurde in den Kreuzhof getragen, trauernd gaben sie ihm das Geleite, hatten sie doch Mitleid mit dem, der auf seinem Hochzeitstage auf der Totenbahre lag.

Am zweitnächsten Tage fand das Begräbnis statt. Lena, die Braut, ging mit ihren Eltern hinter dem Sarge her und die Martlbauerleute waren Leidtragende im wahrsten Sinne des Wortes, wurde doch ihr Stolz und ihre Hoffnung mit dem Kreuzhofbauer zu Grabe getragen.

Lena warf die ersten Schollen auf den Sarg, schwer fielen sie auf und dumpfer Widerhall scholl aus dem Grabe zurück.

Lena stand da wie eine blasse Blume, gab es für sie noch ein Glück? Nein! Der Ungeliebte tot, und der, den sie mit allen Fasern ihres Herzens liebte, war darum zum Mörder geworden.

War er es wirklich? Wer könnte es sonst sein? „Licht! Licht!“ schrie es in Lenas Herzensnacht. Nach beendeten Verlaßabhandlungen zog der einzige Verwandte und Erbe des Kreuzhofbauers in den Kreuzhof ein. Er war ein Schwestersohn des Verstorbenen, durch die Ehe der Schwester entstanden Zwißigkeiten, die die Familienbande vollständig lösten. Der junge Kreuzhofbauer lebte für sich, verließ den Kreuzhof selten und kehrte sich gänzlich von den Leuten im Dorfe ab.

Woche um Woche — Monat um Monat herrann, kein Licht erhellte das Dunkel, Christl schmachtete noch immer in Untersuchungshaft. So oft Christl vorgeführt wurde, hatte er nur

eine Antwort: „Ich habe es nicht getan — ich weiß von nichts!“ „Ja“, sagten sie: „kein anderer war da, der einen Grund zur Tat gehabt, der Kreuzhofbauer war nicht gehaßt, tat sogar Gutes — sprang bei, wenn einer im Dorfe in Nöten war — er war streng, aber gerecht — seine Liebe zu Lena und daß er sich in seinen alten Tagen noch ein Glück sichern wollte, war seine ganze Schuld. Dem Christl allein fügte er Leides zu, der allein hatte Grund zum Hasse — zur Rache — Christl war als erster am Tatort gesehen worden, sogar neben dem toten Kreuzhofbauer — und



Christl schaute auf, da ist einer, der an seine Unschuld glaubte, wo alle ihn verstoßen und verlassen haben.

seine verstörten Züge — legen die nicht ein Zeugnis ab für seine Schuld?? Schweigend wandte sich Christl von allen Menschen ab, er hoffte und wollte nichts mehr von ihnen. Der Vater des Kerkermeisters, ein alter Bildschnitzer, hatte Mitleid mit diesem Menschen, der sich in seinem Gram verschloß, und als er ihn wieder im Gefängnis traf, wo er verzweifelt vor sich hin brütete, redete er ihn freundlich an:

„Mußt nicht verzweifeln, ich kenne mich aus bei den Menschen, so sieht keiner aus, der eine Schuld auf dem Gewissen hat, es kommt einmal ein Tag, der Licht in diese Sache

bringt, das glaube nur.“

Christl schaute auf, da ist einer, der an seine Unschuld glaubte, wo alle ihn verstoßen und verlassen haben — Christl faßte die Hände des Alten und hielt sie fest, ein Schluchzen stieg in ihm auf, das den Stein von seiner Seele nahm. Christl weinte zum erstenmal seit dem Schicksalschlage, der ihn betroffen. Einen Menschen hatte er gefunden, unter tausenden einen, der an ihn glaubte, das war der Sonnenstrahl, der durch düstere Kerkermauern drang.

Von dieser Stunde an weilte Christl an der Seite des Bildschnitzers, so oft er ihn im Gefängnis traf. Und Christl fing zu schnitzen an, allerlei Säckelchen schnitzte er und darunter oft ein Stück, an dem der Alte ganz ernstlich

sein Talent erkannte und ihn unter seine Meisterhand nahm. Eines Tages hatte Christl eine Gnadenstunde, er fand die Erlösung in der Kunst.

Christl nahm ein Holz und schnitzte ein Heilandbildnis, all sein Weh schnitt er in das Holz, die abgehärmten Wangen, die gramdurchfurchten Züge, die Furchen recht tief — die durchstochenen Hände recht tief — recht tief — das tun die Menschen — die Menschen — laut sagte er es, dann erwachte er aus seinem Künstlertraum und schaute den Herrgott an, den er geschnitzt, seinen Herrgott.

Der alte Bildschnitzer schaute ihm verstohlen zu, genau beobachtete er ihn, „nicht stören, ja nicht stören“, dachte er, er wußte, daß das die Erlösung war.

Selbst erschüttert, wartete er, bis Christl aus seinem Künstlertraum erwachte, dann schaute er ihn an, wie man zum Heiland schaut und rief aus:

„Christl, das hast du gemacht, du Gottbegnadeter! Das ist deine Erlösung — dein Herrgott!“

„Mein Herrgott!“ sagte Christl ergriffen und drückte sein Kunstwerk an die Brust.

Die Nacht verschwand, der leuchtende Morgen kam, er brachte Christl die ersehnte Freiheit und das Licht.

Christl wurde wegen Mangels an Beweis freigesprochen, der Alte mietete eine Wohnung und arbeitete mit Christl zusammen, Christls Arbeiten wurden gesucht und mit schwerem Gelde bezahlt, alles gedieh unter seinen Händen und er hing an seinem väterlichen Freund mit inniger Verehrung.

Christl lebte ganz seiner Kunst, er wußte, wer ihn erlöst hat, wer barmherziger war als seine Mitmenschen, der Herrgott, sein Herrgott.

* * *

Im Kreuzhof gab es große Aufregung.

Just vor Weihnachten stürzte der junge Kreuzhofbauer ab; er hatte sich auf der Jagd verstreut, hielt sich an einen lockeren Felsblock an, glitt aus und stürzte in die Tiefe.

Lena, die im Hammerwald Christrosen suchte, hörte ihn stöhnen und fand ihn im Gestrüppe liegend.

„Lena, sei barmherzig und hole mir den Pfarrer, daß ich mein Gewissen erleichtern kann und meine Schuld nicht mit ins Grab nehmen muß.“

„Welche Schuld?“ fragte Lena, der das finstere, menschencheue Wesen des jungen Kreuzhofbauers schon lange aufgefallen war und der jetzt eine Ahnung aufdämmerte, die den unschuldigen Christl zum Licht erhob.

„Ich werde sterben, ich weiß es, Lena, laufe schnell“, sagte der Kreuzhofbauer schwach. Der Pfarrer kam alsbald und der Kreuzhofbauer erzählte:

„Ich erfuhr, daß mein alter Onkel noch eine Ehe eingehen wollte; dadurch war für mich, der ich auf die Erbschaft gewartet, alles verloren. Ich besuchte ihn am Hochzeitsmorgen, wollte Geld und brachte auch meinen Glückwunsch vor. Er aber wies mich mit harten Worten ab und sagte, daß sein junges Weib die alleinige Erbin sei. Schroff wies er mir die Türe. In der Vorderstube gewahrte ich das Gewehr; ohne zu wissen warum, riß ich es an mich und eilte hinaus. Als ich später meinen Onkel im Walde sah, drückte ich ab. Niemand hat mich im Kreuzhof und der Umgebung gesehen — ich eilte fort. Das Erbe war mir gerettet.“

„Christl der arme Christl!“ schrie Lena auf.

„Freilich, der Christl hat mir oft leid getan, aber, konnte ich ihn retten, ohne mich zu verderben?“ Die Stimme des Kreuzhofbauers wurde schwach, stoßweise begann er zu schöpfen, dann kam ein Stammeln: „Der Lena gehört alles — sie ist die rechte Erbin — Christl soll mir verzeihen . . .“ Als die Dorfleute zusammengelaufen kamen, war der Kreuzhofbauer tot, er hatte seine böse Tat gesühnt. Und wieder trug man einen Toten in den Kreuzhof und bettete ihn zur Ruhe.

Die Kunde von der Schuld und Sühne lief durch alle Zeitungen und die ganze Gemeinde rief nach Christl, dem armen, unschuldigen Christl . . .

* * *

Und Christl schnitzte und schnitzte, er schaute gar nicht auf, als sein väterlicher Freund wie ein Rasender zur Türe hereinstürzte und auf und niederrannte.

„Was der Alte nur hat?“ dachte er sich, als er die Aufregung gewahrte — wie Lachen und Weinen stand es auf seinem Gesicht — und richtig, da waren sie auch schon — die Tränen. „Was ist geschehen?“ fragte Christl erschüttert.

Der Alte schob ein paar Zeitungen tiefer in die Tasche — Heimweh hab ich nach dem



Ein Heberfall

Ben
nicht in
nicht na

Wei
müde

Die b
beten
sich
die ju
den no
übermo

Chr
Steg,
Gelan
leucht
Walde
herüber
Er fin
Wald
ritt in
im H
sein H
rojen
Christ
vor d
Herrg
Lena,
Stube,

Le
im D
aus de
Jetzt f
Zimmer
der erst
den Ei
Auf
gähnen
ansteige
Gemein
ein kapt
Haupt e
Seiten h
jede dr
Und
dem Sch
wichtigen

Bergen — Christl — komm, wir feiern Weihnacht in der Waldmühle." Mußte da Christl Hände zu Christl auf: „Christl, verzeih, verzeih deiner Lena.“

Weihnacht in der Waldmühle.

Die beiden Freunde wanderten durch den heimatischen Winterwald. Der Alte führte den Jungen, den noch einmal das Weh übermannen wollte.

Christl wankte über den Steg, er mußte sich am Geländer halten. Die erleuchteten Fenster der Waldmühle grüßten zu ihm herüber. Was ist das? Er findet das Tor der Waldmühle bekränzt, er tritt in die Stube, dort im Herrgottswinkel ist „sein Herrgott“ mit Christrosen bekränzt

Christl schlägt die Hände vor das Gesicht: „Mein Herrgott!“ schluchzte er auf.

Die Türe geht auf, Lena, geführt von dem Bildschnitzer, tritt in die Stube, sie fällt auf die Knie und hebt die Hände zu Christl auf: „Christl, verzeih, verzeih deiner Lena.“



Lena fällt auf die Knie und hebt die Hände zu Christl auf: „Christl, verzeih, verzeih deiner Lena.“

Christl schaute Lena mit seinen treuerzigen Augen an, dann zeigte er auf den Herrgottswinkel, „schau, Lena, den hab ich ja gefunden durch mein Unglück, mein Herrgott.“

Und der alte Freund zitterte vor Freude, seine Stimme schlug über:

„Hab ich's recht gemacht?“ sagte er lachend und weinend zugleich und Lena küßte seine Hände, war er doch der einzige Freund und Retter in der Not.

Die ganzen Dorfleute hatten sich um die Waldmühle versammelt, jeder wollte Christl sehen, ihm und Christl stand da, die Hände drücken und schaute auf zu seinem Herrgott.

Neuschnee

Erzählung von Hans Kleinckentz

(Nachdruck verboten)

Leises Dämmergrau. Gleich felsigen Eilanden im Ozean ragen die eisgekrönten Bergriesen aus dem wogenden Nebelmeere in die Lüfte. Jetzt färbte purpurner Schimmer den Osten. Immer intensiver wird die rosige Helle. Da, der erste Sonnenstrahl gleitet über die glühenden Eisfelder: der Tag nimmt seinen Anfang.

Auf einem kleinen Plateau, einerseits von gähnenden Abgründen, anderseits von lotrecht ansteigenden Felswänden begrenzt, äßt ein Rudel Gemsen. Etwas seitab hält das Wachttier, ein kapitaler Bock, von Zeit zu Zeit das stolze Haupt emporwerfend und sorgfältig nach allen Seiten hin äugend, ob nicht eine Gefahr seiner Herde drohe.

Und doch merkt er nicht, wie sich unter dem Schutze des Windes, verborgen hinter mächtigen Granitblöcken, eine Gestalt im Jäger-

kleide angefschlitten. Sorglos äßt das Rudel weiter. Da plötzlich — ein Knall, im selben Moment ein erschrockenes, durchdringendes Pfeifen und in wilder Flucht stiebt die Herde davon, die steilen Wände hinan. Nur wenige Augenblicke und die Tiere sind hinter einer Bergkante verschwunden.

Vergerlich horcht der Jäger nach dem schwächer und schwächer werdenden Geräusch der niederkollernden Geröllsteine.

„Kruzi Eidachl, jetzt hab' ich den Bock wirklich g'fehlt.“

Ganz verduzt kommen diese Worte aus dem Munde des unglücklichen Schützen, als wäre ihm das etwas ganz Unfaßbares. Und in der Tat, der Gemsjäger-Berl einmal fehlschießen — das gab's überhaupt nicht! Und

dennoch hatte sich dieser schier unmöglich scheinende Fall soeben ereignet.

„Dran ist nur der Kreuzhofbauer schuld! Daß den alten Fuchs das Gamsle stößt, wenn er das nächste Mal wildern geht!“

Mit diesen unmutig hervorgestoßenen Worten schultert er seinen Stutzen und beginnt den Abstieg.

Die Gedanken, mit denen er sich beschäftigte, schienen just nicht gerade die erfreulichsten zu sein, denn seine sonst voll keker Lebenslust leuchtenden Augen blickten heute finster und mißmutig. Aber ein hübscher Bursch war er, der Bertl. Das wußten auch alle Dirndln und waren ihm von Herzen zugetan.

Der Bertl machte sich aber aus allen nichts. Er hatte eine lieb, die Reserl, des Kreuzhofbauern Tochter. Und sie ihn ebenjalls.

Als der Bertl dessen sicher war, hatte er sein schönstes Lodeng'wandel angelegt, war zum Kreuzhofbauern gegangen und hatte ihm kurz mit dem ihm eigenen Freimute gesagt:

„Bauer, ich hab' dein Reserl gern, sie mich auch, also sei kein Unmenschen und gib sie mir zum Weib.“

Da kam er aber schön an! Hell auf lachte der Bauer.

„Da schaut's einer den Grünchnabel an! Will der die Tochter vom Kreuzhof hab'n! Mit was willst sie denn füttern, he? Mit Gletscherschnee am End?“

„Na, Bauer, wär net übel“, antwortete der Bertl, „Ich krieg' meinen guten Lohn, und wenn im Herbst die hohen Herren zur Jagd kommen, so regnet's die Goldstückerln nur gleich so. Da guck' einmal mein Sparkassebüchel. Und ein Häusl hab' ich das ist so herzig wie das Weiberl, das ich da hineinsetzen will. Also sag' ja!“

„Was dir einfällt! Die Reserl heirat' einen Bauernsohn und kein' paßigen Jäger!“

„Aber Kreuzbauer!“

Der Bertl verlegte sich aufs' Bitten. Half ihm aber nichts. Förmlich haßerfüllt schnaubte ihn der Bauer an:

„Hißt schau, daß d'außi kommst beim Tempel, sonst fliegst außi. Und das wär' schad',

z'weg'n dein feinen G'wandel, was du anhasst.“

Damit war die Unterredung beendet. Den Bertl wurmte die erhaltene Abfertigung aber ganz gewaltig; sie triebte ihm sogar das sonst nie fehlende Auge, trotzdem schon etliche Tage darüber vergangen waren. Aber es mußte einen Ausweg geben!

Trozig warf er den Kopf zurück.

„Mein mußst d' werd'n Reserl!“ rief er in den Herbstmorgen hinaus. Und alsbald warf die Felswand den Schall seiner Stimme zurück, nur viel heller klang's:

„Mein mußst d' werd'n, Bertl!“

Erstaunt ob des sonderbaren Echos hielt der Bursch inne, bis ihn ein silberhelles Lachen des Richtigen belehrte.

„Reserl!“ jauchzte er auf „Bertl!“ Und schon hielten sich die zwei in den Armen.

Nach einer Weile, als der erste Freudenrausch über das unverhoffte Zusammentreffen verflogen war, sahen sie sich an. Wie auf Verabredung seufzten beide tief auf.

„Bertl, was soll jetzt werden?“

„Ja, was —?“ Bertl mußte selbst keinen Rat. Und da, ehe er sich's versah, lag das flachshaarige

Köpfchen an seiner Schulter und über die rosigten Wangen des Dirndleins rann ein Tränenbächlein.

„Reserl“, flehte der Bertl, wein' doch nicht Schau', es wird ja alles aufs' beste gehen, nur sei gut jetzt, Herzensschagerl!“

Und er küßte so lange ihre Augen und Lippen, bis sie wieder glücklich lächelnd zu ihm aufsaß.

Da schreckte sie plötzlich ein rauher Fluch aus ihrer glückseligen Stimmung heraus. Vor ihnen stand mit zornrotem Gesicht der Kreuzhofbauer, dessen Mahen sie, ganz und gar mit sich beschäftigt, vollständig überhört hatten:

„So, du tramhaperts Mensch, da find ich dich also? Na war', dich schick ich noch mal auf d' Alm. G'schwind schau'st' daß nach Hau' kommst!“



Und schon hielten sich die zwei in den Armen.

Reserl kannte ihren Vater und wußte, daß er keinen Widerspruch duldete. Noch einen traurigen Blick auf den Geliebten werfend, schritt sie wortlos zu Tale.

„Und du, Grünrock, vermaledeiter“, wandte sich der Bauer an den Jäger, uniersteh' dich noch einmal mit mein' Dirndl herumz'peanzeln. Ich schieß dich nieder wie ein Stück wild!“

„Hast halt Uebung im Wildschießen, net wahr, Bauer? Aber kunnt gar leicht sein, daß ich ehnda zum Schuß komm' als du. Ich kenn dich!“

Damit warf der Jäger ungestüm seinen Stutzen über die Schulter und trat den Heimweg nach dem Jägerhäuschen an. Hinter sich hörte er das Hohn- gelächter des Bauern. Am nächsten Morgen, lang ehe die Sonne aufgegangen war, befand sich der

Gemsjäger schon unterwegs. Es galt dem Bock abzupassen, den er tags zuvor gefehlt hatte. Während der Nacht war Schneefall eingetreten. Die blendend weiße Decke warf den Sternenschimmer zurück, so daß eine gewisse Helligkeit herrschte.

Rüstig stieg Bertl bergan, trotz des scharfen Frostes wurde ihm warm. Da schlug plötzlich der Knall eines Schusses an sein Ohr.

„Ein Wilberer!“ Sofort folgte Bertl der Richtung, aus welcher er den Knall vernommen. Nach und nach wich die Finsternis einem ungewissen Zwielfichte. Einige Zeit hatte der Jäger den längs der jäh abfallenden Wand hinsührenden schmalen Steig verfolgt, als er langsam näherkommende Schritte vernahm. Sofort hielt er das Gewehr schußbereit. Da bog auch schon, ungefähr zwanzig Schritte oberhalb, eine Gestalt um die Felsecke. Scharf hob sich die dunkle Silhouette von dem lichten Himmel ab. Unschwer konnte des Jägers scharfes Auge erkennen, daß der Näherkommende schwer an der Last einer erlegten Gemse trug, die auf seinen Schultern ruhte.

„Steh! rief Bertl dem Wilberer entgegen. „Steh oder ich schieß!“

„Wenn's Zeit dazu hast“, antwortete eine höhnische Stimme, die Bertl sofort als die des Kreuzhofbauern erkannte. Im nämlichen Bruchteil der Sekunde hatte dieser auch schon das Gewehr an der Backe. Aber noch ehe er losdrücken konnte, glitt er infolge der raschen Bewegung auf dem durch den Neuschnee schlüpfrig gewordenen Felsboden aus und stürzte mit einem marker chütternden Aufschrei in die Tiefe.

Bertl, erst einen Augenblick starr vor Schreck, ließ sich auf das Knie nieder und beugte sich vorsichtig über den Rand. Es war bereits hell genug, um das sich ihm darbietende grauenvolle Bild in seinem vollen Umfange erschauen zu können.

Ungefähr zehn Manneslängen unterhalb des Randes hing der Kreuzhofbauer frei über dem Abgrunde. Mit den Händen hielt er sich krampfhaft an einer verkriepelten Zwergkiefer fest. Das erlegte Wild ruhte noch immer auf seinen Schultern u. drohte ihn jeden Augenblick mit seiner Zentnerlast in die Tiefe zu reißen.

„Hilf, Jäger“, flehte der Bauer mit verlöschender Stimme. „Hilf aber g'schwind, sonst ist's zu spät.“

Es hätte dieser Mahnung gar nicht bedurft, denn schon hatte Bertl sein Bergseil um einen Felsblock geschlungen und glomm jetzt, so rasch er nur vermochte, zu seinem in Todesgefahr schwebenden Feinde hinab.

Jetzt hat er ihn erreicht. Ein Schnitt mit seinem Weidmesser — die Schnur, welche die Beine des erlegten Tieres vor der Brust des Kreuzbauern zusammenhielt, war entzwei und die leere Last des Wildes stürzte in die Tiefe. Gegen einen Felsvorsprung gestemmt, half er sodann dem schon mehr tot als Lebendigen rittlings auf den Stamm der Kiefer, der dem Kreuzbauern zum Rettungsanker geworden und band ihm das Seil um den Leib; hierauf klomm Bertl selbst an der Leine empor. Oben angekommen, zog er den festgeseilten Kreuz-



Wortlos, mit Tränen in den Augen, faßte der Kreuzbauer nach der Hand seines Retters und drückte sie an seine Brust.

bauern nach. Langsam schwebte der gänzlich widerstandslose Körper höher und höher. Jetzt noch ein Ruck und ohnmächtig lag der Gerechtete auf sicherem Boden.

Mit unsäglicher Anstrengung schaffte Bertl nun den Bewußtlosen in sein Häuschen, das er um die Mittagstunde erreicht. Dort kam der Kreuzbauer endlich wieder zum Bewußtsein.

Erst allmählich dämmerte in ihm die Erinnerung an die letzten schreckensvollen Stunden auf. Wortlos, mit Tränen in den Augen, sagte

er nach der Hand seines Retters und drückte sie an seine Brust. In seinem Blicke lag alles ausgesprochen, Abbitte, Flehen um Verzeihung, heißer Dank. Bertl verstand die stumme Sprache; ein Händedruck sagte dem Kreuzhofbauern, daß alles gewährt sei.

Nicht lange aber und Reserl hielt unter den Klängen der Hochzeitsglocken als Frau Jägerin ihren Einzug in das schmucke Häuschen am Bergeshang.

Der Feuermeier

Von Schröngamer-Heimdal

„Daß Sie sich immer gar so deutlich ausdrücken, Herr Rat, wenn Sie von der Kellnerin Feuer verlangen. So schön und deutlich hab' ich das Wort Feuer noch nicht aussprechen hören.“

„Sie mein Lieber, vor dem Wort hab ich Respekt! Und damit Sie auch wissen, warum, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die mir vor gutding vierzig Jahren passiert ist. Wie ich Einjähriger war beim königlich bayerischen 2. Infanterieregiment „Kronprinz“, wissen Sie, damals, wo wir den Raupenhelm noch hatten, den wunderschönen Raupenhelm! Das waren noch Zeiten, damals sag' ich Ihnen, Zeiten. . . Und nachher, wie wir die Pickelhaube gekriegt haben, war's vorbei.“

„Aber damit ich erzähl': Also ich war Einjähriger bei den stolzen Zweiern und — versteht sich — schon Geseffter mit Unteroffiziersdienst. Die Treffen allerdings, die hab' ich mir selber verpaßt und hab' sie auch nimmer gekriegt — eben wegen der Geschichte, die ich erzählen will.“

Man möcht' gar nicht glauben, was einem alles passieren kann auf der Welt, überhaupt einem Einjährigen . . .

Wissen Sie, es war gerade an dem Tage, bevor es ins Manöver ging. Ich hab' natürlich — versteht sich — als Einjähriger außer der Kaserne gewohnt, und zwar im neuen Villenviertel beim Exerzierplatz Oberwiesfeld draußen, wo auch die Kasern war. Ich hab' also gar nicht weit vom Dienste gehabt, was soweit ganz angenehm war.

Im Haus neben mir hat ein Studienfreund und Landsmann von mir gewohnt, ein gewisser Meier Hans, Gott hab' ihn selig, er ist vor zehn oder zwölf Jahren als Notar im Schwäbischen gestorben.

Damals haben wir am Tage vor Manöverbeginn regelmäßig dienstfrei gehabt.

„Einjähriger Wachler“, sagt der Feldwebel zu mir — ich weiß's noch wie heut — tun Sie sich Ihre Sachen noch besorgen, die wo Sie noch brauchen. Nicht daß Sie mit Ihrem Freund Meier den ganzen Tag in der Stadt herumlaufen. Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie mir beim Ausmarsche nach Bier schmecken!“

Zu Befehl, Herr Feldwebel! sage ich im Stillgestanden und mache kehrt, daß der ganze Korridor wackelt. Denn draußen vor dem Kasernentor steht mein Freund Meier und wartet schon auf mich.

Fünf Minuten drauf sitzen wir schon auf seiner Bude bei einem Faß Bier, das mir der gute Hans zum Abschied ins Manöver spendiert hat.

„Heut tun wir uns noch einen guten Tag auf“, sagt der Hans. „Denn weißt, heut sind wir ganz allein im Haus und können saufen, singen und schreien, wie wir wollen. Die Hausleute sind nämlich gestern in die Sommerfrische ins Gebirge abgedampft und der Hausherr bin jetzt ich. Allelujah.“

Der Hans reißt gleich die Klampfn vom Tisch, setzt sich rittlings aus Bierfaß und spielt und jodelt und werkelt wie ein Besessener.

Ein Leben hat der Hans gehabt, ich sag Ihnen, ein Leben wie drei junge Teufel, bis er seine Bett schwere gehabt hat. Nachher ist er aber umgefallen, wo er gerade gestanden oder geseffen ist und hat geschlafen wie eine Ratte — nicht mehr zu erwecken, bis er wieder von selber aufgewacht ist nach zehn oder zwölf Stunden.

Also, wir singen und sausen wie die Wilden, denn wissen S', damals hat's noch ein Bier gegeben, ein Bier sag' ich Ihnen, gegen das der Plempl von heutzutage das reinste Spülwasser ist.

Da wenn man seine drei oder vier Maß gehabt hat, da hat man keine fünfte mehr gebraucht, mein Lieber. . . In dem Faß, das mir der Hans zum Abschied gestiftet hat für's Manöver, waren aber achtzehn Maß. Und so ein Quantum will getrunken sein — versteht sich.

Ich denke aber die ganze Zeit an die Mahnungen meines Feldwebels und halte mich soviel als möglich zurück. Richtig, um elf Uhr herum ist das Faß schon leer und — versteht sich — mein Hans liegt schon unterm Schragen und schnarcht wie ein Bollgatter.

Grad recht, denk' ich mir und mach mich auf die Socken. Jetzt ist's elf Uhr, um zwei Uhr treten wir zum Abmarsch ins Manöver an. In der Zwischenzeit kannst du deine Sachen noch verpacken und das Bier verdunsten lassen, daß es der Feldwebel nicht schmeckt.

Und überhaupt, wie soll er's denn schmecken, wenn ich die Ausgehmontur ablege und die Manövermontur anziehe, die vom Kampfer nur so staubt, daß man's schon von weitem schmeckt.

Ich mach' mich also nichtsahnend auf die Socken, das heißt auf den Heimweg in meine Bude.

Hübsch hoch hab' ich schon geladen gehabt, weil ich die Treppe doppelt gesehen hab'. Aber mit Hilfe des Geländers komme ich unverfehrt im Hausflur unten an. Seit wann, denk' ich mir, sind denn da Doppeltüren? Wissen S', weil ich zwei Türen vor mir gesehen hab'. . . Ach was, denk' ich mir, du wirst schon eine aufmachen können.

Ich wart' also, bis mir eine in Reichweite kommt, erhasche die Klinke und kollere durch den Türspalt eine Reihe von Steinstufen hinunter.

Die Tür fällt hinter mir ins Schloß und ich schau mich um, wo ich eigentlich bin. Und wo meinen S', daß ich bin?

Im Keller!

Ich hab' die falsche Tür erwischt. Statt der Haustüre die Kellertüre!

Ich krabble also auf allen Vieren die Steinstufen hinauf, aber leider, die Türe ist ins Schloß gefallen und geht nicht mehr auf.

Das kann gut werden, denk' ich mir, in zwei Stunden geht's ins Manöver dahin und ich sitze im Hauskeller meines guten Hans,

den ich droben durch die drei Zimmerdecken durchschnarchen höre. Was tut der Mensch in seiner Not?

Er läßt sich den Angstschweiß auf die Stirne treten.

Ist recht, denk' ich mir, da riecht der Feldwebel wenigstens das Bier nicht, wenn es im Schweiß verdunstet. Weil es im Keller natürlich stockfinster war, stecke ich ein Streichholz an. Und im Scheine des Lichtleins entdecke ich ein Kellerfenster oben in der Mauer, die an der Straßenseite ist.

Dieses Kellerfenster ist mein Rettungsanker, mein Hoffnungsstern, denke ich. Es wird schon jemand vorbeigehen draußen. Dann schrei ich . . . Und dann

wird man mich aus meiner ebenso ärgerlichen wie beklemmenden Lage befreien.

Wenn ich nur noch zum Abmarsch ins Manöver recht komme.

Aber leider — es geht niemand vorbei. Die Viertelstunden verrinnen, ich verbrenne ein Streichholz nach dem andern, der Schweiß rinnt mir schon in Strömen von der Stirne.

In meiner Not rufe ich meinem Freunde Hans. Vielleicht, denk ich mir, hat er einen quälenden Examenstraum, so daß er nicht so fest schläft, wie sonst und meinen Notruf hört. Es ist ja sonst niemand im Hause wie wir zwei und ich darf schreien, was die Lungen hergeben.

Ich schreie also wie einer, dem man das Messer an die Kehle setzt: „Meier — Meier — Meier!“ Dann horche ich.



Der Hans reißt gleich die Klampfn vom Tisch, setzt sich aufs Bierfaß und spielt und jodelt und werkelt wie ein Beseßener

Aber nichts rührte sich im Hause. Nur das Schnarchen meines Freundes durchsägt die drei Zimmerdecken. Ich zünde also wieder ein Streichholz an und schreie noch einmal aus Leibeskräften: „Meier — Meier — Meier!“ Jetzt, was ist das?

Eilige Schritte auf der Straße. Ich sehe durch das Kellerfenster zwei Schutzleute. Sagt der eine: „Kamerad, da unten brennt's!“

„Natürlich!“ sagt der andere. Man sieht's ja schon am Feuerschein. Und außerdem hört man ja die Marmuse schon: „Feuer, Feuer, Feuer!“ Natürlich brennt's da. Sofort die Feuerwehr alarmieren!“

Trabtrab, trabtrab — hör' ich die Schutzmannsstiefel auf dem Pflaster.

Na, denk' ich mir, das kann jetzt gut werden. Halten die zwei Esel meinen Zündhölzlschein für einen Kellerbrand und meine Notrufe „Meier!“ hielten sie als „Feuer!“

Das Ding ist gut und es dauert nicht lang, da höre ich auch schon die städtische Feuerwehr daherrasseln. Das Kellerfenster fliegt herein, gerade wie ich wieder ein Streichholz anzünde, um mich den Leuten da draußen sichtbar zu machen und den Irrtum aufklären zu können.

Aber wie ich den Mund aufmachen will, reißt mich schon ein Wasserstrahl rücklings um.

Und dann ging's los, mein Lieber. Aus drei Schlauchlagen! Bald stand mir das Wasser bis an den Knien. Jetzt reichte es mir schon zum Hals herauf. Ich flüchtete mich natürlich auf die oberste Kellerstufe. Da prallen und prasseln auch schon Arthiebe an die Türe. Um von den Trümmern nicht getroffen zu werden, muß ich wieder zurück ins Wasser. Endlich schlägt die Stunde der Erlösung.

Ein himmellanger Feuerwehrmann fischt mich mit einem Feuerhaken aus dem nassen Element, auf dem ich schon geschwommen bin, weil die Füße keinen Boden mehr bekamen. So tief stand das Wasser schon im Keller.

Wie ich aus dem Unglückskeller heraußen war, hat sich natürlich alles aufgeklärt.

Sie, mein Lieber, diese Nacht im Keller vergesse ich mein Lebtag nicht!“

„Das glaub' ich Ihnen gern, Herr Rat. Und jetzt begreife ich auch, warum Sie das Wort Feuer stets so deutlich aussprechen.“

„Natürlich! Wenn einer einmal so etwas durchgemacht, wie ich in derselbigen Nacht, da merkt man's sich's.“

„Aber eigentlich sind sie, Herr Rat, ganz unschuldig an der ganzen Geschichte. Sie haben ja damals nicht Feuer gerufen, sondern Meier!“

„Versteht sich, daß ich unschuldig bin. Die Schuld liegt einzig bei den Schutzleuten, die statt ‚Meier‘ — ‚Feuer‘ verstanden haben, weil man ja im Volke gemeinhin ‚Feier‘ sagt, statt ‚Feuer‘. Und die Schutzleute kommen ja gewöhnlich aus dem Volke.“

„Sehr richtig, Herr Rat, und wie war's denn mit Ihrem Freund Meier?“

„Der hat natürlich nichts von dem angeblichen Brande in seinem Hause gemerkt, weil er mit seinem wirklichen ‚Brande‘ so fest schlief, daß ihn nicht einmal der Tumult bei den Löscharbeiten zu wecken vermochte. Zwei Schutzleute haben das Haus bewacht, bis mein Hans seinen wirklichen ‚Brand‘ richtig ausgeschlafen hatte. Was werden seine Haus-

leute für Augen gemacht haben, als sie von ihrer Sommerfrische im Gebirge zurückkamen und die Greuel der Verwüstung in ihrem Hause sahen. Und das alles wegen eines blöden Mißverständnisses von Schutzleuten. Wie man aber auch ‚Feuer‘ verstehen kann, wenn man ‚Meier‘ schreit . . .“

„Wie eben der Zufall oft spielt, Herr Rat. Und wie war's weiter, Herr Rat? Sind Sie noch recht gekommen zum Ausmarsch ins Manöver?“

„Gerade noch! Sie, mein Lieber, das war noch eine Heze; drei Minuten vor Abmarsch stürme ich in die Kaserne. Das Regiment steht natürlich schon da — im offenen Viereck. Der Oberst hält gerade eine Ansprache, da bemerkte er mich.“



Das Kellerfenster fliegt herein, gerade wie ich wieder ein Streichholz anzünde, um mich den Leuten da draußen sichtbar zu machen Aber wie ich den Mund aufmachen will, reißt mich schon ein Wasserstrahl rücklings um.

Natü
nich a
Wo
Wel
Zim
her
u veran
Der
Kugendo
Kippen
Die
Ra,
veranla
heitsge
verbeif
Strove
nicht
Es
Tagen
Flocher
halten
gligern
die Fü
schlamm
beded
Dre
grauen
der alt
sich die
voll-
Ge
Landu
die Sch
Tag um
bereten
gang h
noch n
All
Wie
wimme
diese ve
bar; de
scharf al
triebe
Umwel
das H
Begleit

„Natürlich wieder ein Einjähriger“, näselte er mich an. Wie heißen Sie?“

„Wachsler, Herr Oberst!“

„Welche Kompagnie?“

„Zweite, Herr Oberst!“

„Herr Hauptmann, ich bitte, das weitere zu veranlassen . . . Eintreten!“

Der Hauptmann durchbohrt mich mit seinen Augendolchen, der Feldwebel gibt mir einen Rippenstoß, daß ich die Engel singen höre. „Sie Schwein, Sie versoffenes!“

Na, ja, der Hauptmann hat das Weitere veranlaßt. Als ich ihm den Sachverhalt wahrheitsgemäß vortrug, hat er das Lachen kaum verbeißen können. Und so kam ich ohne Strafe durch. Die Tressen freilich, die hab' ich nicht mehr bekommen. So war und blieb ich

Gesreiter. Wenn dieses Malesizmißverständnis mit Meier und Feuer nicht gewesen wäre, könnte ich heute Major der Landwehr außer Dienst sein. So aber bin ich bloß der „Feuermeier“ geworden. Denn wissen S., der Herr Hauptmann hat damals die Geschichte im Kasino erzählt und so ist die Sache herumgekommen. Aber bitte, verraten Sie nichts, sonst hängt man mir hier den Spottnamen an. Ich wollte Ihnen ja bloß auseinandersetzen, warum ich mich so deutlich ausdrücke, wenn ich Feuer verlange. Denn niemand hat die Tücke der Muttersprache so am eigenen Leibe erfahren, wie ich damals im Keller Sie können mir's glauben, daß ich heute noch mit kaltem Schauder an die Geschichte denke . . . Also Prost, mein Lieber, und Sie, Kathi, bringe. Sie mir doch — Feuer . . .“

Bergeltet nicht Böses mit Bösem!

Erzählung von Werner Granville-Schmidt (Nachdruck verboten)

Es war um die Nachmittagsstunde, in den Tagen vor Weihnachten. In weichen, weißen Flocken rieselte der Schnee zur Erde; aber die hastenden Großstadtmenschen achteten seiner glitzernden Schönheit nicht; sie traten ihn unter die Füße, so daß er bald nur noch als eine schlammige, unansehnliche Masse die Straßen bedeckte.

Draußen am Fluß, der träge seine schmutzigen, mit Eischollen vermischten Fluten an der alten Hansestadt vorüberwälzte, befanden sich die Lagerschuppen des bekannten Baumwoll-Importeurs Willem G. Stinnes.

Gerade in diesen Tagen hatte ein gewaltiger Landungsansturm stattgefunden und obwohl die Schauerleute der Firma Stinnes abwechselnd Tag und Nacht durcharbeiteten, lagen die löschbereiten Baumwolldampfer, die ihrer Abfertigung harten, nicht nur hinter, sondern sogar noch nebeneinander an der langen Raiftrasse.

Alles atmete hier Leben und Bewegung. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen wimmelten die Arbeiter durcheinander; aber diese verwirrende Unordnung war nur scheinbar; denn in Wirklichkeit erfüllte jeder seine scharf abgegrenzte Pflicht und das ganze Getriebe vollzog sich mit der Präzision eines Uhrwerks. An dieser Stätte tönte eindrucksvoll das Hohelied der Arbeit, und keine schönere Begleitung konnte es dazu geben, als das

Rattern der Winden, das Fauchen der mächtigen Kräne, die mit spielender Leichtigkeit die Baumwollballen aus dem gährenden Schiffsraum emporhoben, um sie ebenso sanft auf die Schuppenrampe niederzusetzen. Dazu kam noch das Lärmen der vielen Menschen und das durchdringende Trillern der Bootsmannspfeifen. — Und über dies Chaos ergossen die zahlreichen elektrischen Bogenlampen, die längs der Schuppenstrecke in regelmäßigen Abständen verteilt waren, ihr taghelles, strahlendes Licht.

Gegen fünf Uhr strömte ein neues Arbeiterheer durch die hohe, eiserne Gitterpforte, die die Lagerschuppen von der öffentlichen Straße trennte. Diese Arbeiter sollten ihre bisher tätigen Kollegen ablösen und die Nacht durcharbeiten. Viele der Leute trugen mürrische, verdrießliche Mienen zur Schau; denn wenn die Nachtarbeit auch besser bezahlt wurde, so hatte doch der Gedanke, in dieser eisigen Winternacht im Freien verbleiben zu müssen, während sich andere Menschen behaglich im warmen Bett dehnten, wenig Erfreuliches.

Unter den neu Kommenden befand sich auch ein Mann, der sich in gewisser Hinsicht von seinen Genossen unterschied. Trotzdem er sich im Arbeitszeug befand, machte er einen ordentlichen, sauberen Eindruck. Seine kräftige, große Gestalt mochte sonst etwas Soldatisches an sich haben; heute aber war sie schlaff zusammen-

gesunken und die Beine verrichteten nur unsicher ihren Dienst.

Der Mann war allem Anschein nach ange-trunken. Zwei Kollegen, die dicht hinter ihm gingen, hatten seinen Zustand bemerkt und tauschten nun im Flüsterton ihre Gedanken aus.

„Nein, mit dem Krause wird es immer ärger; jetzt kommt er schon nachmittags betrunken zur Arbeit. Wenn das nur nicht bald ein schlechtes Ende mit ihm nimmt.“

Der andere nickte. „Ja, es ist wirklich schade um den Menschen. Früher soll er ja mal Unteroffizier gewesen sein; aber da hat er im Rausch einen dummen Streich gespielt und sie haben ihn hinausgeworfen. So wird es ihm bei Stinnes auch noch gehen; denn der „Alte“ versteht in solchen Sachen keinen Spaß. Mich wundert nur, daß es bis jetzt noch immer gut gegangen ist und daß er sich noch so sauber hält.“

„Da sorgt seine Frau dafür!“ erklärte der erste wichtig. „Wenn er die nicht hätte, wäre er wohl schon längst ganz auf den Hund gekommen.“

Der Eintritt in den Schuppen machte ihrer weiteren Unterhaltung ein Ende. Auch Emil Krause hatte den Schuppen erreicht und begab sich unsicher taumelnd nach der Raistrecke, die ihm von vornherein als Arbeitsplatz angewiesen war. Polternd warf er die Blechkanne, die seine Frau vorsorglich mit starkem Kaffee gefüllt hatte, zur Erde und hing unordentlich seinen Rock an einen Nagel.

Der Schuppenaufseher musterte nach alter Gewohnheit die Kommenden und ein Blick in Krauses gerötetes Antlitz zeigte ihm, daß der Mann trotz mehrfacher, ernstlicher Vermahnungen doch wieder des Guten zuviel getan hatte. Zuerst aber schwieg er noch; denn er drückte gerne ein Auge zu und sah den Leuten manches nach, wenn sie nur ihre Arbeit zu seiner Zufriedenheit verrichtete.

Es gehörte zu den Obliegenheiten Krauses, die an der Rampe niedergesetzten Baumwollballen auf einen niedrigen, stark gebauten Karren zu laden und sie ganz in den ausgedehnten Wellblechschuppen zu verbringen. Dort warteten schon wieder andere Arbeiter, die die Ballen in Empfang nahmen und sie kunstgerecht aufstapelten. An einigen Stellen reichten die Ballen bereits bis dicht unter die Bedachung. Emil Krause belud mit Mühe und Not seinen Karren. Eine ganze Strecke schrägelte er erst in bedrohlicher Nähe der Schuppenrampe entlang, ehe er seine Last an ihren Bestimmungs-

ort zu schaffen vermochte. Die Arbeitskollegen ergingen sich in drastischen Andeutungen und der Schuppenaufseher schüttelte bedenklich den Kopf. Nichtsdestoweniger ließ er den ange-trunkenen in Frieden, weil er ihn sonst hätte melden müssen.

Wieder hatte Krause unter Beihilfe eines mitleidigen Kollegen seinen Karren beladen; aber die vom Alkohol geschwächten Arme und Beine versagten den Dienst. Er lavierte so hart an der Schuppenrampe entlang, daß das eine Rad über die Rampe hinauslief und ein Kippen der Ladung unvermeidlich wurde. Zu spät versuchten ein paar Arbeiter hinzuspringen; Krause ließ einfach die Handgriffe des Karrens fahren und die schweren Baumwollballen schossen auf die Straße nieder, die zwischen dem Wasser und dem Schuppen entlang lief. Nur mit knapper Not entrannen einige unten beschäftigte Kollegen dem Betroffenenwerden.

„Nun ist's genug, Krause!“ wandte sich der Aufseher schroff an den wie betäubt stehenden Pechvogel. „Sie machen sich und andere ja noch unglücklich. Ziehen Sie sofort ihren Rock an; ich muß Sie melden und Sie müssen mit nach dem Privatkontor!“

Mechanisch nahm der Betrunkene seinen Rock vom Nagel und zog ihn über; dann folgte er dem Aufseher, krampfhaft bemüht, sich geradezuhalten. Ihm war gar nicht wohl zumute, als sie nach dem Wohnhaus des Importeurs, das dicht am Ende der Schuppen lag hingingen; denn der Schreck hatte ihn doch etwas ernüchert und er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer peinlichen Viertelstunde entgegenging.

Willem G. Stinnes, ein hoher Bierziger saß vor seinem Schreibtisch in dem schlicht eingerichteten Privatkontor. Der dunkle Vollbart die buschigen Augenbrauen verliehen seiner Züge etwas Finsteres. Uebrigens paßte sein Aeußeres auch zu seinem Charakter; denn man kannte ihn als einen sehr strengen Herrn, der keine Rücksichten kannte, wenn es galt, seine Autorität zu wahren und seinen Willen durchzusetzen. Andererseits rühmte man ihm auch eine hohe Rechtlichkeit nach und seine Hilfsbereitschaft, wenn es galt, einem unverschuldet in Not Geratenen wieder auf die Füße zu helfen.

Mit emporgezogenen Brauen sah der Handels-gewaltige den Aufseher in Begleitung des Arbeiters eintreten, denn er ahnte sofort, um was es sich handelte. Schweigend hörte er den Bericht des Aufsehers an. Seine Hand

die nur ein schlichter Eherring zierte, spielte mit dem Brieföffner, und seine klaren, stahlgrauen Augen hefteten sich druchdringend auf das Gesicht des Arbeiters, der die Blicke verlegen und scheu erwiderte; hoffte er doch in den Zügen seines Brotherrn sein Urteil zu lesen. Jedenfalls machte er sich auf eine gehörige Standpauke gefaßt und wünscht sehnlichst den Augenblick herbei, wo er das Zimmer wieder verlassen dürfte.

Als der Aufseher geendet hatte, lehnte sich Stinnes im Schreibtisch zurück und wandte sich an den Arbeiter: „Sie wissen, Krause, daß ich keine Menschen in meinem Betrieb haben mag, die ihre Begierden nicht zu zügeln wissen. Ich habe Sie oft genug auf die Folgen Ihres unseligen Lasters aufmerksam gemacht und Sie haben auch Besserung gelobt. Der heutige Vorfall schlägt dem Faß den Boden aus — meine Langmut ist endlich erschöpft ich entlasse Sie hiermit aus meinen Diensten!“

„Wie — entlassen — so kurz vor Weihnachten?“ stammelte der Arbeiter ganz entgeistert. Seine Knie zitterten und kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Verzweifelt wandte er ein: „Sie werden mich nicht unglücklich machen, Herr Stinnes? — Ich habe Ihnen fünf Jahre gedient!“

Der Handelsherr hob abwehrend die Hand.

„Nicht ich, Sie selbst haben sich unglücklich gemacht! Was nützen mir die fünf Dienstjahre, wenn Sie dafür jetzt Ihre Pflichten so gröblich verlegen! Nein, Krause, so leid es mir um Ihre brave Frau tut, ich kann meinen Willen nicht abändern. Sie verderben mir die anderen Arbeiter noch mit. Schließlich heißt es: Wozu sollen wir noch nüchtern sein — der Krause kann es sich ja auch erlauben, betrunken zur Arbeit zu kommen. — Doch genug davon! Ausnahmsweise will ich Ihnen die heutige Nacharbeit noch vergüten, obwohl Sie eben erst gekommen sind. Das ist alles, was ich für Sie tun kann und will. Lassen Sie sich Ihr Arbeitsbuch aushändigen. Das Geld können Sie sofort an der Kasse erheben. Adieu!“ Willem Stinnes bogte sich wieder über seine

Papiere und deutete dadurch an, daß er die Unterredung für beendet hielt.

Emil Krause war wie vor den Kopf geschlagen und seine Trunkenheit war wie fortgewischt. Er wagte es auch gar nicht mehr, sich aufs Bitten zu verlegen; denn er fühlte selbst, es hätte ihm nicht mehr genügt. Wie er dem Aufseher aus dem Kontor folgte, hätte er ausschreien wollen vor wildem Weh und seine Zähne bohrten sich verzweifelt in die Unterlippe. Alles andere hatte er erwartet, nur nicht, daß man ihn kurz vor dem Fest auf die Straße setzte.



An der Schleuse, die einen Nebenarm des Flusses in die Stadt sandte, blieb er stehen u. lehnte sich auf das kalte Eisengeländer.

Mechanisch ließ er sich das Arbeitsbuch aushändigen, mechanisch nahm er seinen Lohn in Empfang: dann befand er sich plötzlich, sich selbst unbewußt, auf der abenddunklen menschenleeren Straße. Nur gedämpft drang das Lärmen des nimmer rastenden Arbeitsbetriebs von den Schuppen herüber.

Willenlos stolperte Krause vorwärts. Es war ihm, als hätte er gar keinen Kopf, als fülle eine ungeheure Leere sein ganzes Inneres aus. An der Schleuse, die einen Nebenarm des Flusses in die Stadt sandte, blieb er stehen und lehnte sich auf das kalte Eisengeländer.

„Ich kann nicht nach Hause!“ murmelte er gepreßt. „So kann ich meinem Weib nicht vor Augen treten. — O Gott!“

Seine Blicke fielen nieder auf das dunkle, raunende Wasser, das so lauernnd, lockend an den Schleusenwänden emporleckte. — „Wenn ich den Sprung wagte, wäre alle Scham, alle Sorge vorüber!“ schoß es ihm durch den fieberheißen Kopf. Wieder dachte er an sein Heim, an sein stilles, schaffendes Weib und an sein blondes Töchterchen, das er abgöttisch liebte. Ein Grauen erfaßte ihn plötzlich vor den dunklen Fluten, gewaltsam riß er sich los und schritt weiter in die Stadt hinein. Allmählich machte seine Verzweiflung einem wilden Hasse Platz. — Warum mußte der hartherzige Kaufmann es gleich zum äußersten kommen lassen? Hatte er nicht fünf Jahre treu gedient und konnte verlangen, daß man ihm sein Vergehen

nicht so schwer anrechnete? Wer hatte denn nun eigentlich die Schuld, daß er seine Stelle verloren hatte, daß statt der Weihnachtsfreude Kummer und Sorge in sein Heim einzog? — Doch nur sein Brotherr, der ihm mit kaltem Blute den Stuhl vor die Türe setzte, der ihn unbarmherzig ins Elend stieß!

Immer tiefer redete sich der Verbitterte in Zorn, seine Fäuste ballten sich drohend und in seine Augen kam ein wildes Flackern. „Wartet!“ knirschte er zwischen den Zähnen und hob die Faust nach der Richtung, wo Stinnes Villa lag, „warte nur, ich werde es dir anstreichen. Einen Denkkettel will ich dir wenigstens geben, heute noch!“

Auf der andern Seite der Straße sah er eine kleine Kneipe liegen. Dort hatte er schon manchmal, wenn er von der Arbeit kam und seinen Wochenlohn ausbezahlt erhalten hatte, ein Gläschen getrunken. Der Wirt begrüßte den ihm bekannten Gast mit freundlichem Kopfnicken, aber nur mürrisch erwiderte Krause den Gruß. Er bestellte sich ein großes Glas Schnaps und stürzte es in einem Zug herunter; dann stützte er den Kopf auf die Handfläche und starrte düster brütend vor sich nieder.

*

In dem hellerleuchteten Ankleidezimmer stand die junge Frau Rosita Stinnes vor dem Kristallspiegel und befestigte eine blizende Diamantagraffe in ihrem üppigen, blauschwarzen Haar. Rosita Stinnes war eine jener fremdartigen, reizvollen Schönheiten, wie man sie so häufig unter den Vertreterinnen südländischer Rassen findet. Ihr leicht gebräunter, an den warmen Ton lichter Bronze erinnernder Teint, ihre glutvollen, lebhaften Augen verrieten auch dem flüchtigen Beobachter, daß ihre Wiege in heißeren Zonen gestanden haben mußte.

Und so verhielt es sich auch; denn Willem Stinnes hatte seine junge, liebreizende Lebensgefährtin bei einem Aufenthalt in Kuba kennen gelernt. Der ernste, tief veranlagte deutsche Kaufmann hatte Gefallen gefunden an der sprühenden, kindlich-sorglosen Art der Kubanerin, und die Ehe war trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere eine durchaus glückliche geworden.

Heute befand sich die junge Frau in gehobener Stimmung, wollte doch ihre Gemahl sie ins Theater begleiten. Es kam recht selten vor, daß sich der Gatte von den Geschäften losriß und seiner lebhaften Frau einen ganzen

Abend widmete; daher schmückte sie sich auch heute für ihn wie zu einem Fest.

Ein leichtes Geräusch ließ die in ihre Beschäftigung Vertieft erschröck auffahren. Ein reizvolles Lächeln umspielte ihren knospenfrischen Mund, als sie sich umblickend gewahrte, daß ihr Mann im Türrahmen stand.

Willem Stinnes war schon in schwarzem Anzug und weißer Binde. Den tadellos glänzenden Zylinder hielt er vorsichtig in der Linken. Er sah gar nicht mehr so unnahbar, so strenge aus, wie noch vor zwei Stunden in seinem Privatkontor. Jetzt strahlte ein freundliches Leuchten aus seinen Augen und der herbe, energische Zug um den Mund schien fast verwischt.

Frau Rosita warf ihrem Eheherrn schelmisch eine Kuchhand zu, ließ sich aber in ihrer Beschäftigung durch seine Anwesenheit nicht stören. Eine Weile ließ Stinnes seine Blicke wohlgefällig bewundernd auf der zierlich-schlanken Gestalt seiner Frau ruhen; dann meinte er mit freundlichem Ernst: „Spüte dich, Rosita, das Auto wartet unten schon. Es gehört in Deutschland nicht zur guten Sitte, daß man nach Beginn der Vorstellung ins Theater kommt. — Die Zeit drängt!“

Die junge Frau wandte sich halb herum und ließ übermütig ihre Perlzähne blitzen. „Geh, Männchen!“ scherzte sie mit einer Stimme, der der fremdländische Akzent etwas Drolliges verlieh, „wer wird denn gleich die Geduld verlieren. Unser Auto ist ja so flink. Gustav schaltet einfach die zweite Geschwindigkeit ein, und — hui! hansen wir ab und sind noch eher da als alle andern!“

Für einen Moment zog eine Wolke über die Stirn des Großkaufmanns und mit leisem Tadel erwiderte er: „Ich liebe es nicht, Rosita, daß du den Chauffeur immer zum schnellen Fahren anhältst. Du lädst dadurch eine große moralische Schuld auf dich, abgesehen davon, daß ich stets in Sorge um dich bin, wenn du das Auto benutzt.“

Aus seinen letzten Worten klang schon wieder zärtliche Besorgnis. Frau Rosita hörte es wohl. „Soll ich mich denn nicht für meinen lieben, alten Brummbären schmücken, der es doch so gern sieht, wenn seine kleine Frau alle andern aussticht?“ schmeichelte sie mit ihrem strahlendsten Lächeln.

Stinnes war schon wieder ganz versöhnt. Als die Jose sie in den kostbaren Theatermantel gehüllt hatte, reichte er seiner Gattin galant den Arm und führte sie die breite Treppe hinab.

Richtig, drängte schon wieder die Zeit, wollte man noch pünktlich kommen. „Beeilen Sie sich, Gustav“, befahl er feuzehend, ehe er seiner Frau in den luxuriös ausgestatteten Mercedeswagen folgte.

Der Chauffeur wartete bis die Türe klappend ins Schloß fiel; dann kurpelte er an und mit wachsender Geschwindigkeit jagte das Gefährt fast lautlos durch die stillen Vorstadtstraßen. In einer dieser Straßen spielte ein etwa siebenjähriges, blondgelocktes Mädchen mit dem Ball. Einmal entfiel ihr den Ball



und rollte auf den Fahrdamm. Nach Kinderart stürzte sie, ohne sich lange umzublicken, hinterher — plötzlich tönte ihr dicht zur Seite ein dumpf es Hupensignal, vier Laternen, wie feurige Augen anzusehen, tauchten auf — und ehe das vor Entsetzen versteinert stehende Kind nur einen einzigen Laut hatte ausstoßen können, riß das Ungetüm es nieder. Aus dem Wageninnern ertönte ein doppelter Angstschrei. Mit aller Kraft riß der Chauffeur das Steuerrad herum; aber das Unglück vermochte seine Geistesgegenwart nicht mehr abzuwenden. Der gebremste Wagen lief noch einige Meter weiter gegen den Kantstein und blieb dann stehen.

Kaum hielt das Auto, sprang Willem Stinnes heraus und eilte mit dem Lenker nach jener Stelle, wo ein dunkler Körper quer auf dem Fahrdamm lag.

Kaum hielt das Auto, sprang Willem Stinnes heraus und eilte mit dem Lenker nach jener Stelle, wo ein dunkler Körper quer auf dem Fahrdamm lag. Das kleine Mädchen lag völlig leblos da. Den Kopf hielt es zur Seite geneigt, so daß man das bleiche Gesicht nicht erkennen konnte.

„Ist sie tot?“ flüsterte Stinnes angstvoll, erschüttert.

Der Chauffeur kniete neben der Ueberfahrenen und preßte sein Ohr lauschend gegen die kleine Brust, die sich langsam, kaum merklich hob und senkte. „Ich glaube nicht. Sie ist nur betäubungslos!“ konstatierte er nach einer Weile aufatmend.

Stinnes blickte sich suchend um, aber nirgends war, trotzdem die Uhr erst auf acht ging, außer ihnen eine Menschenseele zu entdecken. Die Männer weilten noch auf der Arbeit und

die Frauen hielten sich wohl in den nach hinten gelegenen Küchen auf, um das Abendbrot zu richten.

„Wir wollen die Kleine in den Wagen tragen und sie nach meiner Wohnung schaffen. Dort werde ich sofort den Arzt holen lassen und wenn ihr noch zu helfen ist, will ich alles tun, was in meinen Kräften steht,“ schlug Stinnes bedrückt vor. Schweigend hoben sie die Verunglückte auf und schaffte sie nach dem Wagen hinüber.

Frau Rosita fiel beinahe in Weinkrämpfe, als die Männer das Kind in das Auto betten wollten. „Ich kann keinen Toten sehen! Ich fahre nicht mit einer Leiche zusammen!“ schluchzte sie eigenfönnig und hielt schauernd ihr Spitzentuch vor die Augen.

Diesmal kannte Willem Stinnes keine Gnade; ja, seine Stimme klang scharf, als er bemerkte: „Lasse die Albernheiten, Rosita; das Kind ist noch nicht tot. Wir haben allen Grund, uns der Verletzten anzunehmen. Zwar lie; sie unvermutet vor den Wagen, aber wenn wir langsamer gefahren wären, hätte Gustav vielleicht doch noch ausweichen können.“

„Natürlich, ich habe wieder die Schuld, wegen meiner mußte ja so schnell gefahren werden,“ empörte sich die junge Frau weinend.

Stinnes zuckte die Schultern und blickte düster zum Fenster des Autos hinaus, das jetzt in gemäßigterem Tempo wieder dem Hause zueilte. So man vor der Villa anlangte und die Verunglückte in das im Oberstock befindliche Schlafzimmer geschafft war, wurde Gustav zum Hausarzt geschickt. Unruhig schritt Stinnes derweilen in dem großen Raum auf und ab. Manchmal blieb er am Bett stehen und betrachtete sinnend das zarte, blasse Gesichtchen des Kindes. Er suchte in seiner Erinnerung, wo er dies kleine Mädchen schon gesehen hatte; aber im Augenblick wußte er es nicht unterzubringen. Erleichtert atmete er auf, als endlich sein Hausarzt und persönlicher Freund, der alte Sanitätsrat Epstein kam. Sorgfältig

untersuchte der Arzt den ganzen Körper der Ueberfahrenen und als er den Kopf wieder hob, glaubte Stinnes, der in ängstlicher Spannung auf das Resultat harte, einen Ausdruck der Befriedigung in seinem durchgeistigten Gesicht zu bemerken. „Nun mein lieber Freund, wie steht es?“ fragte er drängend.

„Der kleine Wurm kann von Glück sagen! Nur der linke Fuß hat eine allerdings nicht unerhebliche Quetschung erlitten. Ein seltener Zufall. In einigen Wochen werden wir sie ganz kuriert haben.“

„Dank!“ presste Stinnes bewegt hervor und drückte dem Arzt krampfhaft die Hand. „Ich glaube, ich hätte es nie überwunden, wenn ein blühendes Menschenleben indirekt durch meine Schuld vernichtet worden wäre. Nun ich werde alles tun, um die Eltern für den Schmerz zu entschädigen. Wenn ich nur erst weiß, wie die Kleine heißt. Man muß doch die Eltern unverzüglich benachrichtigen. Uebrigens kommt sie mir recht bekannt vor.“

„Sie wird bald die Besinnung wiedererlangen“, tröstete der Sanitätsrat. „Ich glaube aber, Sie sehen sich derweilen einmal nach Ihrer Gemahlin um. Die kleine Frau ist doch auch trostbedürftig und fühlt sich gewiß schon recht zurückgesetzt.“

Stinnes stimmte lächelnd zu. Sie kannten ja alle Frau Rositas Schwächen gut und man konnte ihr wirklich nicht ernstlich böse sein.

Als der Großkaufmann wieder nach einer Weile zurückkehrte, kam ihm der Sanitätsrat schon auf der Treppe entgegen. „Sie wacht schon!“ beantwortete er den fragenden Blick Stinnes. „Ich habe sie gleich nach Namen und Adresse gefragt. Gertrud Krause heißt sie, und in der Faberstraße wohnen ihre Eltern.“

Der Handelsherr zuckte zusammen und eine seine Röte stieg in seine Stirn. Etwas unsicher meinte er: „Daher kam sie mir auch so bekannt vor. Ihr Vater arbeitet nämlich bei mir und ich habe sie manchmal beobachtet, wenn sie kam, um ihm das Essen zu bringen. Sie fiel mir

stets durch ihr artiges, bescheidenes Wesen und durch ihre saubere Kleidung auf.“ Davon, daß er Gertruds Vater heute entlassen hatte, sagte er kein Wort.

„Dann haben Sie ja die beste Gelegenheit, den Vater gleich schonend vorzubereiten,“ meinte der Sanitätsrat erfreut. „Uebrigens wird sich die Kleine schon in ihr Unglück fügen. Ihre Arbeiter werden ja so gut bezahlt, daß sie ihrer Familie ein fröhliches Weihnachtsfest bereiten können. Wenn die Kleine dann ihre Spielereien hat und vergnügte Gesichter um sich sieht, wird sie es schon verschmerzen, daß sie die Feiertage über im Bett bleiben muß. Nehmen Sie nur die Sache nicht so tragisch und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!“

Die beiden Männer schieden mit einem Händedruck, aber die Schritte des Arztes waren schon auf der Treppe verhallt, da stand Stinnes noch immer in tiefes Nachdenken versunken. Endlich riß er sich aus den Gedanken empor und begab sich nach unten, um den alten Diener mit einer beruhigenden Botschaft zu der Familie der Verletzten zu senden.



Er suchte in seiner Erinnerung, wo er dies kleine Mädchen schon gesehen hatte, aber im Augenblick wußte er es nicht unterzubringen.

Kurz nachdem der Sanitätsrat durch den Haupteingang die Villa verlassen hatte, näherte sich ein anderer Mann der Rückseite des einstöckigen Gebäudes. Die Art, in der er sich, fortwährend um sich blickend, näher schlich, deutete darauf hin, daß er etwas Schlimmes im Schilde führte. Dieser Mann war Emil Krause, der heute von Willem Stinnes entlassene Arbeiter. Seine glasigen, haßerfüllten Augen, der Alkoholgeruch, der seinem Mund entströmte, verrieten, daß er die ganzen Stunden im Wirtshaus verbracht hatte, um sich zu seinem Vorhaben Mut anzutrinken. Wie ein zum verderblichen Sprung geducktes Raubtier pirschte er sich bis nahe an die Hauswand. An dieser Seite befand sich eine Veranda, in der man jetzt die Palmgewächse, die nicht im Freien überwintern konnten, aufbewahrte. Die Decke der Veranda bildete zugleich den Boden

eines Balkons, der im Oberstock vor dem Schlafzimmer lag. Einen Augenblick zögerte der Trunkene noch, als bäumte sich das Gute in ihm gegen Versuchung auf; aber nur Sekunden dauerte der Widerstreit seiner Gefühle, dann hatte das Böse gesiegt. Aus der Innentasche seines Rockes zog er eine mit Erdöl gefüllte Weinflasche und eine Schachtel Streichhölzer. Es war mehr ein irres, denn ein schadenrohes Lächeln, das seine Blicke austrahlte, als sie über die Holzverkleidung der Veranda glitten. Noch einmal lauschte er und spähte umher; aber niemand suchte zur Wintersonne den dunklen Hintergarten auf. Schnell raffte er Holzstücke, Strohmatten, die auf den verdeckten Rosen lagen und sonstiges, leicht brennbares Material zuammen und häufte es an der Veranda empor. Gluckernd entleerte sich die Flasche über dem Scheiterhaufen, bis das Erdöl alles gehörig durchnässt hatte. Die Finger des Mannes zitterten, als er ein paar Streichhölzer gleichzeitig anriß und in den Haufen warf. Wie die Flamme emporzüngelte, blitzte eine wahrhaft diabolische Freude in seinen Augen auf und ein gedämpftes, heiseres Lachen stahl sich über seine Lippen. Plötzlich horchte er auf — vorne ging die Haustüre. Sollte man seine Tat schon bemerkt haben?

Wie gehezt stürzte er fort, schwang sich über das niedrige, eiserne Gitter und verbarg sich hinter einem der dicken Alleebäume, die hier die Straße einräumten. Von hier aus konnte der Arbeiter beobachten, daß ein Mann sich ziemlich eilig entfernte und am Gang erkannte er in ihm Franz, den alten Diener des Handelsherrn. Gleich flüsterte ihm das böse Gewissen ein, daß man ihn beobachtet hatte und nun die Polizei herbeiholen wollte. Er befand sich jetzt an dem Seitensflügel und konnte nicht feststellen, ob die Flammen weiter um sich griffen oder schon erstickt waren. Seine Furcht, gemischt mit Neugier, trieben ihn hinter dem alten Franz her. Er sah, wie der die Hauptstraße entlang eilte, ein paar Straßen überquerte, sich links wandte und endlich eine der vielen Mietkasernen betrat. Krause war durch die vorausgegangene Erregung so verwirrt, daß er nun erst in dem Gebäude seine eigene Wohnung in der Faberstraße erkannte. Er hatte es bis jetzt nicht gewagt, seiner Frau mit der Hiobsbotschaft, daß er stellunglos sei, unter die Augen zu treten. Er hätte sich nach der Brandlegung vielleicht länger ziellos umhergetrieben und verflucht, sein Gewissen im Alko-

hol zu betäuben. Nun aber hielt es ihn nicht länger; er mußte erfahren, was der alte Diener wollte, und wenn der ihm die Brandstiftung auf den Kopf zusagte.

Gleich nachdem Franz die Wohnung betreten hatte und noch ehe er der Mutter die Botschaft mitteilen konnte, öffnete auch Krause die Wohnungstüre.

„Franz, was wollen Sie von mir?“ forschte er rauh, ohne erst seine Frau zu begrüßen. Der Diener blickte ihn verwundert an, sah dann hilflos zu der Frau hinüber und stammelte verlegen: „Ach Gott, Frau Krause, erschrecken Sie nicht — es ist nicht so schlimm — aber die Gertrud ist am Bein verletzt worden. Der Herr Stinnes hat sie mit nach Hause genommen, weil sie gegen sein Automobil gelaufen war.“

„Was — die Gertrud — überfahren?“ keuchte Krause, der aschfahl wurde. „Und wo ist sie?“ Er wandte sich mit dieser Frage an seine Frau, die noch ganz fassungstos mit dem Schreck kämpfte.

„Bei uns doch!“ entgegnete der Diener. „Herr Stinnes hat sie doch im Automobil mit nach seinem Hause genommen.“

Plötzlich zerriß ein schrilles, lautes Klingeln die Stille. Wagenzerassel, Hufegetrappel mischte sich in das Schreien der schnell zusammenströmenden Menge und lodrende Fackeln warfen im Vorbeijagen der Wagen ihren blutroten Schein in die Fenster.

„Die Feuerwehr! — Es brennt! — Feuer, Feuer!“ schallte es in wildem Durcheinander von unten.

„O Gott!“ rief der alte Diener, der ans Fenster geeilt war, bestürzt aus. „Der Schein kommt gerade von uns herüber. Wenn nur nicht die Lagerstuppen mit all der Baumwolle brennen, das würde ja ein furchtbares Unglück geben. Sehen Sie nur, Herr Krause, ist das . . .“

Aber Emil Krause hörte nicht mehr. Die ersten Worte des Dieners waren wie ein Blitzschlag jäh, erhellend in sein Inneres geschlagen. Er hörte nur das eine: Stinnes Villa brannte — und in jenem Haus lag schwerverwundet sein einziges, sein heißgeliebtes Kind. Mit einem Schlage war seine Trunkenheit wie fortgewischt. Ohne ein Wort zu sagen, stürzte er zur Türe hinaus auf die Straße und eilte der Volksmenge nach, die sich der Brandstätte zuwälzte.

Heiß, atemlos vom Laufen, die Stirne trotz der Kälte mit Schweiß bedeckt, kam er endlich

vor der Villa an, die schon von einer Mensehenmauer umgeben war. Rücksichtslos seine Ellenbogen gebrauchend, machte sich der geängstigte Vater Bahn. Ein Schutzmann wollte ihn zurückhalten; aber er riß sich los und erst am Eingang der Villa schöpfte er tief Atem. Wild blickte er um sich. Hier war von dem Feuer nichts zu bemerken; nur das Prasseln der Wassermassen vernahm er, die die Feuerwehr mit ihren Schläuchen in die Flammen warf. Etwas zaghaft schritt er die breite Treppe hinauf, weil er oben Stimmen zu vernehmen glaubte. Auf dem Vorplatz traf er mit Willem Stinnes zusammen. Der Hausherr maß ihn mit einem durchdringenden, aber nicht unfreundlichen Blick.

„Sind Sie da, Krause? Ihre Kleine liegt hier geradeaus. Es geht ihr ganz gut. Gehen Sie nur hinein! Wir haben sie nach vorne gebracht, falls das Schlafzimmer Feuer fangen sollte.“

Schüchtern drückte der Arbeiter die Klinke nieder. Mit einem Blick umfaßte er das ganze Zimmer, bis seine Augen auf einem Diwan haften blieben, auf dem sein Töchterchen, sorglich zugedeckt, ausgestreckt lag. „Gertrud, meine Trubi!“ Der heruntergekommene Mann eilte auf den Diwan zu und sank auf die Knie. Heiße Zähren liefen über seine Backen in den wirren Bart, als er sich über sein Kind beugte und in scheuer Zärtlichkeit seine Lippen auf die kleine Stirn, auf die goldblonden Locken gepreßt hatte. Wie lange er so gelegen hatte, er wußte es nicht. Auf einmal stand Willem Stinnes neben ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Bestürzt sprang der Brandstifter empor und wagte nicht, die Augen zu erheben vor seinem früheren Brotherrn.

Einen Augenblick maß der Großkaufmann den vor ihm Stehenden mit seinen klaren Augen, die den Menschen bis auf den Grund ihrer Seele blicken zu können schienen; dann begann er in seiner ruhigen, überlegenen Art: „Das Feuer ist glücklich gelöscht, Krause. Nur die Veranda ist zerstört. Der Brandmeister ver-

mutet Brandstiftung, aber gültige Beweise hat man nicht mehr vorfinden können.“ — Minutenlang pausierte Stinnes — man glaubte den Herzschlag der beiden Männer im Zimmer zu vernehmen — dann fuhr er fort: „Ich weiß, daß Sie ihre Tochter sehr lieben und es tut mir leid, daß ich Ihnen Ursache zu Kummer gab. Ihre Entlassung heute nachmittag hat damit allerdings nichts zu tun. Ihre kleine Tochter und Ihre brave Frau sollen aber nicht darunter leiden, daß Sie Ihre traurigen Gelüste nicht bezähmen können. Ich nehme an, daß Ihnen der heutige Tag in mancher Hinsicht eine Lehre gewesen ist — und deshalb will ich noch einmal ein einzigesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Morgen früh können Sie wieder zur Arbeit kommen!“



Wie lange er so gelegen hatte, er wußte es nicht. Auf einmal stand Willem Stinnes neben ihm

Langsam hob Krause den Kopf. Eine helle Glut strömte in sein Gesicht; dann aber sank ihm das Kinn jäh auf die Brust und in seinen Zügen arbeitete es. Man sah, wie er mit sich kämpfte. „Herr Stinnes“, entrang es sich endlich seinem Munde: „Nun kann ich Ihre Güte nicht mehr in Anspruch nehmen. Wenn ich auch Besserung gelobte, es nützt doch nichts, denn ich habe noch eine schwere Schuld auf mich geladen — ich —“

„Schon gut, Krause“, unterbrach ihn Stinnes ernst. „Ich kenne Ihre Schuld nicht, aber ich ahne sie. Wir alle können in der Verblendung einmal fehlen, und vielleicht hätte ich es noch einmal mit Ihnen versuchen sollen. Wenn die Schuld, deren Sie sich eben bezichtigen wollten, auf mich oder mein Haus Bezug haben sollte, dann ist sie Ihnen vergeben. Nun beweisen Sie aber auch, daß Sie sich durch Pflichttreue vor Ihrem eigenen Gewissen von dieser Schuld reinigen wollen.“

Aufhaltsam rannen die Tränen über des Brandstifters Gesicht; aber plötzlich richtete er sich straff empor und in seiner vorher schwankenden Stimme lag eine eiserne Energie, als er seine Hand wie beschwörend auf die Rechte seines Kindes legte: „Herr Stinnes, ich verspreche Ihnen bei meiner Liebe zu meinem

einzigsten Kind, daß ich keinen Tropfen Alkohol mehr anrühren werde!"

Willem Stinnes wiegte befriedigend den Kopf. „Ich weiß sogar schon jetzt, Krause, daß Sie Ihr Versprechen auch halten werden — sonst müßte mich meine Mensche (kenntnis sehr täuschen. Und jetzt kommen Sie, ich habe den Wagen bestellt, damit Sie Ihr Töchterlein mit nach Hause nehmen können. Morgen schicke ich meinen Hausarzt zu Ihnen, der wird die Kleine schon auskurieren.“

Gehorsam legte Krause nun Hand an und als das Kind glücklich im Wagen untergebracht war, hob Willem Stinnes noch einmal warnend die Hand: „Vergessen Sie nie Ihr Versprechen, Krause, um des kleinen Wurmes willen da!"

Der Vater nickte und drückte das Haupt seines Kindes fester an seine Brust und es war ihm, als führe er nun einer schöneren glücklicheren Zukunft entgegen, als müsse sich nun alles, alles wenden.

Aus den Erinnerungen eines Arztes

Von F. Chorus

(Nachdruck verboten)

Ich war damals, es war im Jahre 1865, ein zwanzigjähriger Bursche, nicht wenig stolz auf meine Visitenkarte, welche die Tür meines bescheidenen Kämmerleins in der Neckargasse zu Heidelberg zierte und in glänzend erhabener Lithographie die stolzen Lettern auswies: Hans Müller stud. med. Gerade war ich mit dem Studium der Rückenwirbel beschäftigt. Einen nach dem anderen betrachtete ich lange, ihn um die Eisenstange des Skelettes drehend. Doch meine Gedanken waren nicht recht bei der Sache. Es war schon der 17. März und noch immer stand meine Nachbarbude leer — ein bei „Mutter Werner“ unerhörtes Ereignis, die ihre „Kämmerles“ fast schon stets vor Beginn des Semesters fest vermietet hatte.

„Herr Doktor, Herr Doktor, nu grad isch einer da gwenn, der's Kämmerle nebe Sie hadde will, 's ische Kolleg von Inne. Sei Käschte jinn schon do!“ scholl's in sonorem Alt zu mir herauf. „Endlich“, murmelte ich, „und dazu noch ein Kollege.“ Das war ja brilliant! Das konnte ein fideles Semester werden. Wenns ein Keilsuchs wäre?! — Und in übermühtiger Laune stimmte ich das Rhenanienlied an:

„Drei Farben hab' ich auserkoren
Und drauf den Burscheneid geschworen.
Kennt ihr sie nicht? Sind blau-weiß-rot!
Die lieb' ich treu bis in den Tod!“

Da klopfte es. Ein schlanker, schwarzer, junger Mann mit lebhaften, grauen Augen stand vor mir.

„Sie gestatten wohl, mich Ihnen als Nachbarn und, wie ich sehe, als Kollegen vorzustellen. Mein Name ist Kurt Krause. Ich hoffe, daß wir gut mit einander auskommen werden.“

Ich begrüßte ihn freundlich, und gar bald hatte ich aus ihm alles heraus, was ich wissen wollte. Er war im ersten Semester, ein Frieße von Geburt, aus Leer. Sein Vater biederer Schneidermeister, der sich mit seiner Nadel genügende Mittel zusammengenäht, um seinen Einzigen studieren lassen zu können. Seine Mutter war tot. Wider Erwarten verleugneten sich bei ihm alle Merkmale, die seinem Stamme eigen sind. Von kühler Ruhe, Verschlossenheit, Schweigsamkeit keine Spur, im Gegenteil. Er schien mir feuriger Natur zu sein, mittheilbar, voll Temperament und Leidenschaft — ein echter Rheinländer wie ich. In einer Woche schon waren wir die besten Freunde. Mehrere Male hatte ich den Versuch gemacht, ihn für meine Rhenanenfarben zu gewinnen. Doch vergebens! Freundlich, aber bestimmt lehnte er meine Einladungen zu unserer Kneipe ab. Einen Grund gab er auffallender Weise nicht an. „Dann nicht“, dachte ich, „wir werden hoffentlich auch so mit einander fertig werden können.“ Und so war's auch. In kurzer Zeit hatte sich der junge Freund so enge an mich angeschlossen, daß wir in der Nachbarschaft die Ehrennamen „Dreiß“ und „Pylades“ erhielten — bis auf einen unseligen Sommertag! — —

Ich hatte Kurt vor wenigen Wochen in die Familie des Medizinalrates Wangel eingeführt. Und wenn ich auch sonst vor meinem Busenfreunde keine Geheimnisse hatte, — daß ich Ella, Wangels holdseliges Töchterlein, — des Vaters „ersten Assistenten“ — schon seit einem Jahre verehrte, ja, daß wir im stillen verlobt waren, das hatte ich ihm nicht gesagt, nicht zum mindesten aus Rücksicht auf das Mädchen selbst. Daß Kurts Augen stets bei ihrem Anblick

unruhig flackerten, daß ihn im Gespräche mit ihr seine onst so geistprühende Unterhaltungsgabe im Stiche ließ, daß er ihr manches Sträußlein befangen wie ein Schulbube zu „verehren wagte“ — o, ich kannte sie wohl diese Anzeichen keimender Liebe. Doch es machte mir unheimlichen Spaß, wenn Ella mir lächelnd seine verliebten Anwandlungen erzählte. Wen freute es nicht, seine heimlich Geliebte auch von anderen verehrt zu sehen! Es war an einem Samstag Nachmittag. Das gewohnte Konzert im Stadtgarten. Ein buntes Gewirr von roten, weißen, blauen, grünen, violetten Mützen und zierlichen, duftigen Sommerhüten, ein Summen wie in einem Bienenkorb, in allen möglichen Schattierungen, von sommerfrohen, weinseligen Studentenlippen, dazwischen glockenreines, süßes Lachen aus jugendfrischem Mädchenmund. Heimliches Richern hinter den blühenden Bosketts, lockende, einschmeichelnde Walzerweisen — man muß selbst ein Bursch gewesen sein in Heidelberg, um den Zauber voll zu fassen, den die Königin am Neckarstrand um ihre jungen, durstigen Vasallen wob! Auch ich gab mich ihm völlig hin. Mir war so wunderselig zumute, alle hätte ich in meine Arme schließen können, Ella mit ihrer Anstandsfreundin zunächst, dann Kurt, dann all die anderen lieben, treuen Gesellen, die unsern „Samstagstisch“ zu bilden pflegten. Ein Blick des Einverständnisses mit meiner Liebsten, und gar bald verließen wir beide unauffällig die Gesellschaft, wußten wir doch ein Plätzchen, wo wir so recht ungestört zusammen plaudern und — was soll ich's leugnen — auch küssen konnten. — Wie gut ist's, daß die Gartenbank nicht reden konnte und auch das Weinlaub nicht, das sie und uns verdeckte! —

Mit einem Male fuhren wir jäh erschrocken auf. Kurts bleiches, verstörtes Gesicht tauchte plötzlich vor uns auf und verschwand, wie es gekommen. Unser Traum war zu Ende und mißgestimmt kehrten wir zu den anderen zurück. Kurt saß wieder auf seinem alten Platze. Er war schweigsamer denn je, und seine Augen verfolgten mich unablässig. Ein unheimliches Gefühl beschlich mich. Doch versuchte ich harmlos zu scheinen und scherzte weiter mit Ella. Da sprang er auf, zitternd und bleich wie der Tod. „So handelt kein Ehrenmann, Heinz!“ rief er und verließ ohne Gruß schnell unsern Tisch.

Was war das? Sekundenlang waren wir alle sprachlos. Dann ging's los. Alle stürmten auf mich ein und wollten wissen, was geschehen, von mir, der ich ihnen doch keine Antwort geben konnte, ohne das Geheimnis meiner Liebe zu verraten. So fertigte ich sie ab mit leeren Phrasen von einem Mißverständnis, von allzu vielem Wein, von einer Verwechslung und was weiß ich noch. Ich sah's ihnen an: sie glaubten es nicht, und in gedrückter, schwüler Stimmung brachen wir auf. Meine Gedanken wirbelten mir im Kopfe herum. Hatte Kurt die Folgen überlegt? Wußte er, was nun kommen mußte, was ich meiner Studentenehre schuldig war? — Zu Hause angelangt, ging ich sofort zu ihm hinüber. Er saß an seinem Tische und schrieb.

„Kurt“, sagte ich, „ich hoffe, daß deine Aeußerung nicht ernst gemeint war, ich will mich um deinetwillen mit einem Widerruf begnügen, sonst — du weißt, ich bin Ahenane.“

„Ich nehme nichts zurück! Du hast mich schmählich hintergangen, du mußt bemerkt haben, daß ich Ella verehrte, du mußt gesehen haben, daß sie mir mehr war als eine „Liebelei“, du mußt —“

„Schweige, kein Wort weiter! Ich sehe, daß die Liebe dir zu Kopf gestiegen.“

„Kurt, alter Junge“ — er tat mir plötzlich leid und ich fühlte, daß ich ihn noch immer liebte. „mein Pylades, so laß uns doch vernünftig miteinander reden. Bedenke doch, du hast ja kein Recht auf dieses Mädchen, warum beleidigst du mich denn so schwer vor all den Leuten?“

„Tu' was dir beliebt, ich — ich kenne dich nicht mehr!“

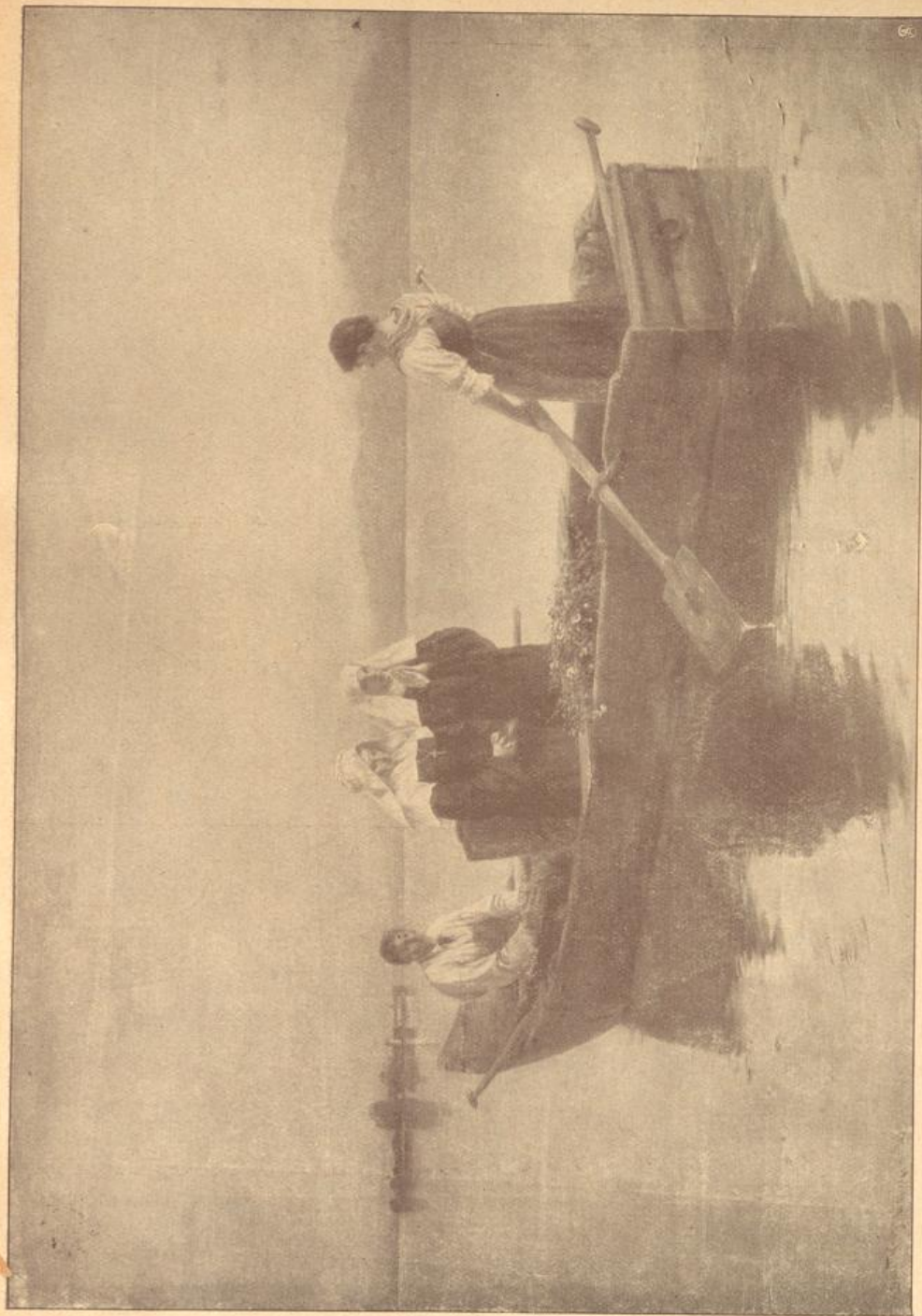
Einige Sekunden lang zügelte ich. Dann trat ich auf ihn zu und suchte seine Rechte. Er entzog sie mir heftig.

„Höre mich, Kurt“, bat ich weich, „höre mich in Ruhe an. Ich muß jetzt reden — ein Geheimnis, weißt du — ich gebe es ungern preis, doch es muß jetzt geschehen: Ella und ich sind schon seit Jahrestrist verlobt. Du wirst —“

„Du lügst, du lügst,“ schrie er mir entgegen, „sag das nicht mehr oder —“, er war aufgesprungen und stand mit wutverzerrtem Antlitz vor mir.

„Wäge deine Worte, Kurt!“

„Geh, geh, damit ich mich nicht vergeße! Es könnte ein Unglück geben.“



Abendglocken

Die ti
eigene R
er letzte
beide H
It
Es
Jetzt
was ich
gab's ni
Ich
beremen
Ein
Blick n
armen,
gebent
dann t
Ehre n
vieler,
würde
Schläger
nicht e
wird er a
schuldig
Ehren
sicht. U
doch
später
gezogen
ander g
Kurt!
drauf l
voll Ra
dritten
ruhe! C
sender
der link
ein stur
ein haß
ich ein
nur eine
Nach d

Ich
leitender
anstreng
halsich
zurück,
innerem
ten Ela
sehen di
teften v
No

Die tödlichen Beleidigungen gaben mir eine eiserne Ruhe, die ihm zu imponieren schien, denn er setzte sich wieder hin und stützte den Kopf in beide Hände.

„Ist das dein letztes Wort“, fragte ich kühl.

„Es ist's! Nun geh!“

Jetzt war ich mit mir einig, jetzt wußte ich, was ich zu tun hatte — einen anderen Ausweg gab's nicht mehr.

„Ich gehe, Kurt, mögest du die Folgen nie bereuen!“

Einen schmerzlichen Blick warf ich auf den armen, von Eifersucht geblendeten Freund, dann tat ich, was meine Ehre mir gebot. Mit vieler, vieler Mühe erwirkte ich eine leichte Schlägerforderung — „nicht einmal die se wird er annehmen“, entschuldigte ich vor dem Ehrenrat meine Nachsicht. Und er nahm sie doch an! Eine Woche später standen wir mit gezogenen Klingen einander gegenüber. Armer Kurt! Er focht blind drauf los, wütend und voll Rache — Beim dritten Gang schon Absfuhr! Ein mächtig klaffender Durchzieher auf der linken Wange Kurts, ein stummer, kalter Händedruck von seiner Seite, ein haßerfüllter Blick noch, und nie mehr habe ich ein Wort von ihm vernommen, trotzdem nur eine dünne Wand uns von einander trennte. Nach den Ferien kehrte er nicht wieder.

II.

Ich war längst wohlbestallter Professor und leitender Arzt des Luisenhospitals zu B. Die anstrengende Tagesarbeit lag hinter mir. Behaglich lehnte ich mich in meinen Sorgenstuhl zurück, rauchte eine Havanna und schaute mit innerem Behagen dem Treiben meiner geliebten Ella zu, die mir eben mit komischem Entsetzen die unteren Kleidungsstücke meines Aeltesten vorlegte.

„Na, laß es gut sein, Frauchen, ein Junge,

der seine Hosen nie zerreißt, ist überhaupt kein Junge. Denk dir nur —“

Da, ein schrilles Läuten der elektrischen Glocke, noch einmal. Es war das Zeichen, daß mich ein schwerer Fall zum Krankenhause rief.

„Armes Männchen — ich hatte mich so auf ein gemütliches Plauderstündchen gefreut!“

„Du hast einen Arzt geheiratet, Schatz, und als „erster Assistent deines seligen Vaters wirst du seine Pflichten zur Genüge kennen. Hoffentlich bin ich bald wieder da. Adieu!“

— Lag da ein Mann von ungefähr 40 Jahren auf dem Operationstische. Seine Kleidung war äußerst dürrig und mit Straßenschmutz bedeckt. Papiere hatte er keine. Bitterste Not und ein wüstes Leben sprachen aus seinem nicht unshönen Gesichte. Das Gesicht! Woran erinnerte es mich doch? —

„Wie kam der Mann hierher?“

„Man hat ihn auf der Straße in Zuckungen liegend vorgefunden und hierher geschafft. Wird wohl fallsüchtig sein“, meinte naseweis der erste Krankenwärter. Ich ergreife seine Hand. Sie war kalt und naß und ließ sich ohne Mühe

öffnen. Der Puls setzte zuweilen aus. Auf der Stirne perlten große, kalte Schweißtropfen. Betrunknen war er nicht, fallsüchtig auch nicht. Stumm betrachtete ich ihn lange. Das Gesicht! Mein Gott, wo hab ich's doch gesehen, freilich es trug damals keinen Bart. Hastig zerteilten meine Finger die Barthaare auf der linken Wange. Richtig, er ist's, Kurt Krause, da — die Narbe von meinem Schlägerhieb! Mein Gott, aber was ist dem Mann? Mechanisch öffnete ich seinen Mund. Was steckt dort zwischen Lippe und Unterkiefer? Etwas röthliches — ein Weizenkorn! Wie ein Blitz durchfuhr mich's.

„Schnell die Magenpumpe her!“

Im Nu hatte man den Halbtoten auf einen Stuhl gesetzt und nach einer Minute sah ich



Lag da ein Mann von ungefähr 40 Jahren auf dem Operationstische. Seine Kleidung war äußerst dürrig und mit Straßenschmutz bedeckt.

zu meinem Entsetzen meine Vermutung bestätigt: Er hatte Strichnirweizen gegessen und zwar in bedeutender Menge. Gottlob, noch war er zu retten. Aber Kurt Krause! Wie kam Kurt Krause hierher?

„Rasch ein Bett zweiter Klasse zurecht gemacht!“

„Es ist alles besetzt, Herr Professor.“

„Warum meldet man mir das so spät?“

Zum Donnerwetter, der Herr Inspektor scheint in letzter Zeit nicht mehr zu wissen, was seines Amtes ist. Ich werde den Mann entlassen müssen. Legt den Mann in erster Klasse!“

Mit erstaunten Blicken, stumm gehorchten die Wärter. So etwas war noch nicht vorgekommen! Diesen heruntergekommenen Menschen, diesen Selbstmörder — erster Klasse! Was der Professor doch zuweilen für Grillen hatte! Ich las all dies in ihren Mienen.

„Gebt ihm ein starkes Schlafpulver, und wenn etwas besonderes vorfällt — sofort Meldung!“

In tiefen Gedanken versunken schritt ich nach Hause. Wie ist es möglich, der stattliche, blühende Jüngling von zwanzig Jahren — eitel Lust und Lebensdurst, begabt mit einer glänzenden Zukunft vor Augen — und dieser auf der Straße ausgelesene Mensch, dem Not und Lasten seine grauenhaften Stempel aufgedrückt. Ich konnte keine Ruhe finden in dieser Nacht.

Schon früh am nächsten Morgen trat ich an sein Bett. Er war wach und schien völlig bei Besinnung.

„Wo bin ich?“ flüsterte er, scheu seine Blicke durch das prächtig eingerichtete Zimmer werfend.

„Im Krankenhause zu B. Herr — —?“

„Ich heiße Krause, Kurt Krause.“

Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Warum hat man mich nicht sterben lassen?“ schrie er plötzlich auf, und in sein Gesicht trat

wieder jener auffahrende, leidenschaftliche Zug, den ich zu Heidelberg so oft an ihm gewahrt.

„Warum wollten Sie den sterben, Herr Krause? Freuen Sie sich, daß wir Sie dem Leben wieder geschenkt, daß wir Ihnen Gelegenheit gegeben, den unseligen Schritt zu bereuen, um ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Schämen sollten Sie sich!“

„Sie wissen ja von nichts, Herr Doktor! O, wie ich ihn hasse, hasse,“ murmelte er. Er wollte weiter reden, doch ein Hustenanfall erstickte seine Stimme.

„Wen hassen Sie, Herr Krause, wer hat Ihnen etwas zu leid getan?“

Ich setzte mich an sein Bett und ergriff seine Rechte. Sie zitterte schwach.

„Haben Sie doch Vertrauen zu mir! Wollen Sie mir nicht alles erzählen? Es beruhigt und erleichtert Sie vielleicht.“

Ein krampfhaftes Schluchzen durchfuhr den Körper des Unglücklichen. Er verbarg sein Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich. Ich schwieg. Vielleicht lösten die Tränen seine Zunge. Ich war tief erschüttert. Endlich hub er an:

Sie meinen es gut mit mir, Herr Doktor, seit langen, langen Jahren hat niemand mehr so zu mir gesprochen. O, dieser Müller“, fuhr er plötzlich wieder auf, — ich zuckte zusammen, nein, er hatte mich nicht erkannt. — „Dieser Müller, wie ich ihn hasse, ich könnte ihn töten. Ja, ich will jetzt leben, wills, nur um ihn weiter zu suchen und mich zu rächen!“

„Beruhigen sie sich, Herr Krause, die Aufregung schadet Ihnen nur. Wollen Sie mir nicht lieber Ihre Geschichte erzählen?“

„Ja doch! Es ist lange her — schon zwanzig Jahre werdens sein — da war ich ein flotter Student in Heidelberg. Ich war fleißig und strebsam, da spielte mir mein bester Freund, eben jener Müller, einen schmachlichen Streich. Er stahl mir die Liebe eines Mädchens, dem



Schon früh am nächsten Morgen trat ich an sein Bett. Er war wach und schien völlig bei Besinnung.

ich vor
darauf
nicht w
berung
müßte
ersog
meinen
erhalten
tischen
nicht b
dere d
einer
schließ
umerb
Denks
auf m
— ich
als ich
ich ke
Auftrieb
mieder.
stügen.
begreif
Geschick
mir w
geben.
das m
D. m
nicht
den L
zu stol
gann
ohne
ich mi
ich an
hoch
ein L
Ich er
beacht
Straß
Prüf
hinter
Da ge
schenke
ich für
Sie mi
was ich
Jehn
Im alt
Deusch
mir. W
diente
wurde
trießsch

ich von Herzen zugetan. Ich beleidigte ihn darauf schwer, und — ich weiß immer noch nicht wies gekommen — ich nahm seine Forderung an. O, diese unselige Schlägerei! Sie müssen wissen, daß ich zu Hause sehr streng erzogen war und nur unter der Bedingung von meinem Vater die Erlaubnis zum Studium erhalten habe, daß ich mich von den studentischen Sitten — oder Unsitten, ich mag jetzt nicht darüber rechten — fern hielte. Insbesondere durfte ich mich unter keinen Umständen einer sogenannten schlagenden Verbindung anschließen. In diesem Punkte war mein Vater unerbittlich. Nun, ich bekam einen gehörigen Denkzettel. Sehen Sie hier, Herr Doktor, hier auf meiner Wange können Sie ihn noch sehen“ — ich hustete und wandte mich ab — „und als ich in den Ferien nach Hause kam, o Gott, ich kann nicht mehr daran denken. Dieser Auftritt! Ich kannte meinen Vater nicht mehr wieder. Kurz, er wies mir die Tür. Also verstoßen. Was ich damals gedacht, können Sie begreifen und können auch verstehen, welche Gefühle der Name „Müller“ allein schon in mir weckte. Mein Studium mußte ich aufgeben. So ging ich denn mit dem wenigen, das mir mein Vater vor die Füße warf, nach D. in ein Drogengeschäft. Lange hielt ichs nicht aus. Nach so viel Freiheit noch einmal den Lehrbuben spielen, dazu war ich doch noch zu stolz. Ich trat deshalb aus, und nun begann ein wüstes, tolles Leben, ohne Halt und ohne Stellung. Ich griff zur Flasche, wenn ich mich schämte, ich griff zur Flasche, wenn ich an Müller dachte und meinen unsagbaren Haß und Grimm vergessen wollte: ich wurde ein Trinker. Zu dieser Zeit starb mein Vater. Ich erhielt den Rest meines Vermögens ausbezahlt und wandte mich nach Frankreich. Die Straßen von Marseille kennen mich. „Le so Prussien, le fou, le buveur“ riefen die Kinder hinter mir her. Ich war mir selbst zum Ekel. Da geriet ich eines Abends in eine Soldatenschenke und als ich am Morgen erwachte, war ich für die Fremdenlegion angeworben. Lassen Sie mich diese Jahre übergehen, Herr Doktor; was ich da erlitten, läßt sich nicht beschreiben. Zehn Jahre hat man mich da festgehalten. Im elften gelang es mir, zu entkommen. Nach Deutschland, nach Deutschland, schrie es in mir. Als Heizer auf einem Kohlenbunker verdiente ich mir die Ueberfahrt. Von Hamburg wurde ich ausgewiesen. Ich wanderte in meine frieffische Heimat. Doch die Verwandten woll-

ten nichts mehr von mir wissen. Wie einen räudigen Hund stieß man mich von der heimlichen Schwelle. Nun folgte ein wahres Vagabundenleben, bis ich hierhin verschlagen wurde. Das Suchen nach dem Müller hatte ich längst aufgegeben, nicht aber meinen namenlosen Haß. Vielleicht führte das Schicksal mich doch noch einmal mit ihm zusammen. Doch es tats nicht. Dumpfe Verzweiflung erfaßte mich, als man mich hier an allen Stellen, wo ich Arbeit suchte, abwies. Für die letzten Groschen kaufte ich mir Strychninweizen und — das Uebrige wissen Sie. Glauben Sie, daß ich wohl noch einmal mit ihm zusammentreffen könnte, Herr Doktor, er muß schon lange Arzt sein wie Sie?

Er schwieg erschöpft, doch seine Augen hingen feindselig lauernd an meinen Zügen.

„Armer, armer Mann,“ war alles, was ich zunächst sagen konnte. „Wie hat der Haß Sie doch verblendet! Sie hätten die Forderung ja einfach ablehnen können, wenn Sie wußten, was Ihnen zu Hause bevorstand. Es gab doch sicher auch noch andere Mittel, mit jenem Müller ins Reine zu kommen, oder nicht?“

„Gewiß Herr Doktor, aber gerade weil ich das später einsah, gerade deshalb packte mich die Wut und der Haß noch fester. Ich wollte mir's nicht eingestehen, daß ich im Grunde alles selbst verschuldet. Zudem wars auch zu spät zur Umkehr.“

„Herr Krause,“ sagte ich, „versprechen Sie mir, ein anderer Mensch zu werden und dem unsinnigen Haß gegen diesen — Müller zu entsagen, vielleicht könnte ich Sie in andere Bahnen lenken.“

„Sie wollten, Herr Doktor, Sie wollten wirklich — o, das hab' ich nicht verdient. Sie kennen mich ja gar nicht.“

Ich zuckte zusammen.

„Das erste will ich Ihnen gerne versprechen, es soll anders, besser werden mit mir, das andere aber — ich weiß nicht, ob ichs kann.“

„Nun, versuchen Sie's einmal! Ist denn der Mensch nicht da, dem Menschen zu helfen, wenn er gestrauchelt oder gefallen? Haben Sie nie von den Segnungen des Christentums gehört? Wohl an denn, eine Woche noch pflegen Sie sich gut und dann — treten Sie die Inspektorstelle in diesem Hause an. Sie ist frei. Wollen Sie?“

„Ob ich will?! Mein Gott, wie kann ich Ihnen nur danken?“

„Zähmen Sie Ihre Rachegeanken und versuchen Sie freundlicher an den Mann zu denken, dem Sie ungerechterweise die Schuld an Ihrem Unglück beimessen.“

Er nickte zustimmend mit dem Kopfe und schaute mit feuchten Augen zu mir auf. Jetzt hielt ich's an der Zeit, ihn auf die Katastrophe, die über kurz oder lang doch eintreten mußte, allmählich vorzubereiten.

„Sehen Sie, Herr Krause,“ sagte ich, „auch ich trage leider den Ihnen so verhassten Namen und —“

„Nein, nein, Herr Doktor,“ unterbrach er mich mit schwachem Lächeln, „und wenn Sie tausendmal Müller hießen, der eine sind Sie nicht, ich würde ihn unter Tausenden herausfinden.“

„Aber ich heiße wirklich so, regt Sie das nicht auf?“

„Warum nicht gar? Lachen müßte ich über diesen gelungenen Zufall. Suche ich seit all den Jahren einen Arzt mit Namen „Müller“ und jetzt, da ich einen finde, ist's nicht der richtige.“ Und ernster werdend fügte er hinzu: „Ich danke Ihnen mein ganzes ferneres Leben, Herr Doktor, in jeder Hinsicht, und dennoch, wenn ich jenem Andern danken müßte — es würde mir schwer, sehr schwer fallen.“

„Aber Sie würden's dennoch tun, nicht wahr? Nun muß ich geh'n, die anderen Kranken werden ungeduldig sein.“

Und schnell entfernte ich mich. Ich hatte mir die Wirkung meiner Worte anders vorgestellt. Sein Glaube an mich war stärker als sein Argwohn. Wie würde er die Wahrheit tragen? Mit Bangen blickte ich dem Kampfe entgegen, den Dankbarkeit nach Stunden zählend, und Haß, Jahrzehnte alt, auskämpfen mußten. Der Kampfplatz war Kurts Seele und die war krank, sehr krank. Doch hoffte ich, sie in Bälde gesund, frei und stark zu machen wie im Hassen so im Lieben, so wie sie war in Heidelberg vor zwanzig langen Jahren. —

III.

„Bitte, treten Sie nur ein, Herr Inspektor!“ Mit diesen Worten hörte ich nach einigen Tagen das Dienstmädchen Kurt Krause in mein Empfangszimmer führen. Ich stand vor meinem Arbeitstische auf und betrachtete ihn durch die verdeckten Scheiben der Verbindungstür. Wie hatte er sich verändert in den wenigen Tagen! Seine Gestalt war schier gewachsen, oder trug er nur in stolzer Freude den schönen Kopf so

hoch, stolz über seine neue Stellung, froh, dem zügellosen, tötenden Vagabundenleben entrissen zu sein? Freilich seine Gesundheit ließ noch zu wünschen übrig, und man merkte ihm unschwer noch eine große Schwäche an. Ich sah, wie er sinnend mitten im Zimmer stand und wie geistesabwesend langsam seine Blicke umherschweifen ließ über den achteckigen Tisch, die samtbezogenen Stühle, den Divan, das hohe eichene Büffet, den großen Spiegel — bis sie endlich auf dem Klavier haften blieben. Es war offen, und Löwes Meisterballade „Archibald Douglas“ lag noch aufgeschlagen auf dem Notenpulte. Was mochte er wohl denken? Dachte er daran, wie ich so oft zu Heidelberg im traulichen Studententüschchen ihm das Lied hab' singen müssen, bis es auch in meinem Herzen Wurzeln geschlagen hatte? Dachte er an die Torheiten jener Tage, die ihn die Jugendzeit, sein Lebensglück gekostet? In tiefen Gedanken versunken, setzte er sich schließlich an den Tisch und blätterte in dem Buche, das die Bilder derer, die mich liebten, die ich liebte, in engem Bund zusammenhielt. Ein lähmender Schrecken überfiel mich plötzlich: wenn er mein Bild wiedererkannte, das mich als flotten Burschen zeigte, so, wie er mich verlassen. — Da, jetzt weitete sich jäh sein Auge und blieb starr an einer Seite des Albums hängen. Es war geschehen — er hatte mich erkannt. Erblichend stützte er sich auf die Kante des Tisches, er zitterte. Nun war's Zeit. Kurz entschlossen trat ich ein.

„Nun, mein lieber Krause, was führt Sie her?“

„Wer — wer ist das hier? Er ist's — er ist's, der mein Leben vergiftete“, stotterte er mit heiserer Stimme.

„Krause, Krause, was haben Sie mir versprochen? Schon wieder diese unsinnige, nutzlose Aufregung?“

„Wo — wo ist er? Ich will, ich muß es wissen!“

„Wie oft habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Müller keine Schuld an ihrem Unglück trägt. Sie müssen das doch endlich einmal einsehen? Und, Krause, können Sie denn nie verzeihen? Sie sind doch ein Christ, Mann, das Osterfest steht vor der Tür. Machen Sie dem Frühling, dem Frieden auf in ihrem Herzen, lassen Sie ihn herein und werfen Sie den finstern Gefellen Haß heraus. Es ist so schön, Verzeihung auszuüben.“

„Ja — ja, Herr Professor“ — er wurde sichtlich ruhiger — ich glaube ja, daß ich ihm

verzeihen könnte. Doch sehen — sehen möchte ich ihn doch noch einmal in meinem Leben und — spräche er wie Sie — nun ja — —

„Du siehst ihn vor dir, Kurt, er ist's, der mit dir redet. Dies Bild bin ich, dein Heinz, Heinz Müller, dein Drest — und — Ella Wanger ist mein Weib!“

Sprachlos starrte Kurt mich an. Die widersprechendsten Gefühle malten sich auf seinem Antlitz. Dankbarkeit und Haß kämpften den letzten erbitterten Kampf. Da berührte ich leise seine Schulter.

„Sag' Kurt, was wolltest du bei mir?“ fragte ich weich.

Ein Schluchzen erschütterte seine noch immer schwache Gestalt.

„Ich wollte — dir — danken — Heinz, Drest — also darum —“

Es war zu viel für ihn, er war dem Ansturm der Gefühle nicht gewachsen und ohnmächtig glitt er in meine Arme.

Ich legte ihn sanft auf den Divan. Endlich schlug er die Augen auf.

„Es ist vorbei, Heinz, — kannst — du mir vergeben?“

„Mein Jung, mein alter, treuer Jung, was hast du mitgemacht?! Doch du hast Recht, es ist vorbei, schweigen wir davon. Vergessen sei die alte Zwietracht, vergessen alles, was gewesen. Denk' nie mehr an die alten, bösen Zeiten, denk' an die Zukunft, Kurt. Ich laß dich nicht mehr aus! Ella, Frauchen, komm' mal her!“

Sie kam, wartete sie doch schon lange, von allem unterrichtet und aufs äußerste gespannt im Nebenzimmer.

„Hier, gib deinem alten Freund die Hand, gelt, du kennst ihn nimmer?“

„Doch, doch! Wie froh bin ich, daß alles so geendet, Herr Krause, und sind Sie mir auch gar nicht böse?“ Ein schelmisches Lächeln huschte über ihre Züge.

„Frau Professor, auch Sie wußten alles? Mein Gott, war ich denn blind?!“

„Jetzt siehst du klar, mein alter Pylades! Wie hab' ich diese Stunde doch herbeigesehnt. Noch ist es nicht zu spät, die alten Sünden ehrlich zu begraben. Mut, Junge, Mut, du siehst, es gibt noch Menschen, die dich nicht vergessen haben, die dich lieben. Frauchen, spiel ihm doch mein Lieblingslied — und seins. Und mit kräftiger, wenn auch zitternder Stimme sang ich

das Lied vom alten Groll, vom alten Hader König Jakobs u. Graf Douglas. Und als die Stelle kam:

„— Und denk an alles, was einstens war Und sänst'ge deinen Sinn!“ —

Da trat Kurt Krause leise zu mir hin und suchte meine Rechte. In seinen Augen perlten Tränen.

Da wußte ich: So sehen Freudentränen aus, die Menschen weinen, wenn sie das Edelste zurück- erhalten, das sie schon verloren gegeben. Den Glauben an sich selbst und an des Nächsten Liebe.



„Hier, gib deinem alten Freund die Hand, gelt, du kennst ihn nimmer?“

Berühmte Leuchttürme

Von Hans G. Waltershausen.

(Nachdruck verboten)

Zu den sieben Weltwundern zählte man im Altertum auch den auf der Insel Pharos bei Alexandria erstellten Leuchtturm, der neben den Pyramiden als das imposanteste Bauwerk der antiken Welt gilt. Die Angaben über seine Höhe schwanken zwischen 110 und 170 Meter, aber selbst wenn man nur 110 Meter

annimmt, ist er der höchste Leuchtturm aller Zeiten. Er war ganz aus Marmor erbaut, trug an seiner Spitze zwei umgehbare Außengalerien und als Krönung einen großen, eisernen Korb, in dem ein freibrennendes Feuer unterhalten wurde, das bei klarer Sicht vom Meer aus 40 bis 60 Kilometer weit zu sehen

war. Abgesehen von der Lichtanlage war dieser Leuchtturm, der im Jahre 233 v. Chr. unter Ptolemäus I. von Tosrates aus Knidos erbaut wurde, eine durchaus moderne bauliche Anlage, die über 1600 Jahre, bis 1330 nach Chr. zum Segen der Seefahrer in Dienst stand.

Der älteste unter den heute noch — wenn auch in modernisiertem Zustand — in Gebrauch stehenden Leuchttürmen ist der von Corona in Spanien. Er blickt auf ein Alter von 2000 Jahren zurück, wurde von Kaiser Trajan erbaut, 1634 renoviert und erlebte alle die Wandlungen, die die Leuchttürme in optischer Beziehung durchmachten.

Das Gegenteil dieses zweitausendjährigen Unererschütterlichen stellt der berühmte Eddystone-Leuchtturm vor der Stadt Plymouth in England dar. Vor der Küste von Cornwall liegen die gefürchteten Riffe, an denen schon viele Schiffe ihren Untergang fanden. Im siebzehnten Jahrhundert wurde zum ersten Male in diesem gefährlichen Gebiet, weit ab von der Küste, ein Leuchtturm gebaut. Es war eine schwere und verantwortungsvolle Arbeit, die der Baumeister Wistanley 1697 zum Ende führte. Im Jahre 1703 wurde die südenglische Küste von schwersten Stürmen heimgesucht, denen auch der Leuchtturm zum Opfer fiel. Er verschwand rätselhaft vom Erdboden, nicht das Geringste zeugte von seinem Dagewesensein, die Wogen triumphierten wieder über das verlassene Riff. Drei Jahre später wurde an der gleichen Stelle ein neuer Turm erbaut, der sich fünfzig Jahre lang behauptete, bis er plötzlich abbrannte. Bereits ein Jahr später ging man daran, einen dritten Leuchtturm zu errichten, denn die Sicherheit der Schiffe zwang dazu, an diesen gefährlichen Klippen baldmöglichst wieder einen Warnungsposten aufzustellen. Während drei Jahren baute Baumeister Smeaton einen dreißig Meter hohen Turm, der mit allen erdenklichen Maßnahmen gegen Wogen und Sturm gesichert war. Da ihm die Elemente von dieser Seite tatsächlich nichts anhaben konnten, griffen sie ihn von unten an und unterwuschen seinen Grund; der drohende Einsturz war nur eine Folge der Zeit, er mußte früher oder später erfolgen. Also ging man zum vierten Male daran, mit einem neuen Bau den Naturgewalten zu trotzen. Baumeister Douglas erstellte 1882 auf einem anderen Felsriff mit einem Kostenaufwand von 800 000 Pfund einen neuen Unterbau, dem der Oberbau des alten Leuchtturms aufgesetzt wurde.

Hier steht der Eddystone-Leuchtturm heute noch.

Eine eigenartige Naturerscheinung bedroht seit Jahrhunderten den Leuchtturm von Corduan in der Girondemündung in Frankreich. Eine hier inmitten des breiten Stromes gelagerte Felsinsel war von jeher eine gefahrbringende Stelle für die Schifffahrt, weshalb sich seit Jahrhunderten dort ein Leuchtturm befindet. Im Jahre 1584 bemerkte man zum ersten Male eine Senkung des Turmes. Das Gebiet, auf dem sich der Turm befindet, gehört zu jener bis an die Nordwestküste Afrikas greifenden Strecke, deren Boden sich langsam aber stetig senkt. Wenn die Senkung auch nicht plötzlich vor sich geht, sondern der Boden im Laufe eines Jahres um einige Zentimeter nachgibt, genügen doch Jahrzehnte, um Bauten in eine bedrohliche Lage zu bringen. Wiederholt mußte deshalb der Leuchtturm von Corduan künstlich erhöht werden und obgleich die Senkungen später nachließen, baute man doch vor und gab ihm eine Basis von vierzig Meter, die für seine Höhe von 65 Meter ungewöhnlich und lediglich auf die Senkungsercheinungen zurückzuführen ist.

Die großartigste moderne Leuchtturmanlage ist die des „Roterand-Leuchtturms“ an der Wesermündung. Der Bau entstand unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und stellt eine der kühnsten Leistungen auf dem Gebiete der Wasserbauten dar. Die ganze Fundierung ist unsichtbar, der Turm ragt felsenhaft mitten aus stärkster Brandung auf, die bisher vergeblich gekämpft hat, ihn zu verderben; er ist ein Denkmal moderner Technik.

Die stärkste Lichtquelle besitzt der Leuchtturm von Helgoland, der mit 45 Millionen Kerzenstärke neunzig Kilometer weit sichtbar ist.

Einfache Abhilfe. In einem Dorfe will man das Wiegenfest des ehrwürdigen Herrn Pfarrers durch ein Gesangsständchen verherrlichen. Der Verein beginnt mit dem Liede: „Schier dreißig Jahre bist du alt usw.“ Seiner Hochwürden Wirtschaftlerin verständigt den Sängerkhor nach Beendigung des Liedes, daß dieses zum 60. Geburtstag des Herrn Pfarrers eigentlich nicht gut passe. — „Wartens doch ab“, erwidert darauf der gekränkte Gesangsleiter, „wir singens doch zweimal!“

Frech. Herr: Johann, vorgestern war das Zigarrenkistchen noch voll, heut' ist's halb leer! — Johann: „Wenn Ihnen das nur nicht schadet, Herr Baron!“

Der Wettstreit

Ein Märchen für Groß und Klein von Ehrhard Manthei.

*



Es war einmal ein Junge, der hieß Hans, und alle Leute, die ihn sahen, hatten ihn gern, denn er war hübsch und immer hilfsbereit. Seine Eltern waren arme Leute, die sich manchen Bissen am Munde absparten, damit es ihr Hans einmal besser haben sollte. Aber plötzlich starben sie beide kurz hintereinander und da stand nun der arme Junge ganz allein in der weiten Welt und wußte nicht wohin. Die Bauern aus dem Dorfe steckten die Köpfe zusammen und beratschlagten, aber keiner nahm den Hans zu sich, denn sie waren geizige Leute und sagten: „Wir können ihn nicht gebrauchen, er ist zu schwach zur Arbeit und auch zu gelehrt, gelehrte Menschen aber können nicht arbeiten.“

Als der arme Junge hörte, daß ihn niemand haben wollte, lief er weinend in den Wald, wo er so oft gewesen war, als seine Eltern noch lebten und warf sich schluchzend in das blühende Heidekraut. So müde war er bald vom Weinen, daß ihm die Augen zufielen und er einschlief. Er hatte noch nicht lange gelegen, als plötzlich ein wunderbarer Laut erklang und in allen Büschen und Sträuchern wurde es lebendig von lauter kleinen Elfen; sie hatten goldene Flügel an den Schultern und flogen von Blume zu Blume und naschten aus den Blütenkelchen. Dabei haschten sie emander und stießen ein helles Lachen aus, das klang wie Silberglöckchen sein. Das kleinste Elfen war am lustigsten und stürzte von niemand konnte es gegriffen werden. Als der Hans ihrem bunten Treiben zusah, wurde ihm wieder so fröhlich ums Herz, daß er laut aufschrie. Aber wie erschrafen die kleinen Elfen darüber und wie der Blitz waren sie verschwunden.

Während Hans noch seine Unvorsichtigkeit bereute, trat plötzlich eine schöne Frau auf ihn zu. „Warum verweichlichst du meine Dienerinnen,“ fragte sie ernst, „weißt du nicht, daß sie den Samen von Blume zu Blume bringen, damit ihre bösen Menschen auch wieder daran freuen könnt im nächsten Jahre?“ „Oh vergebst, edle Frau,“ jammerte Hans, „ich hab es ja nicht aus Bosheit gemacht.“ Und nun erzählte er, daß seine Eltern tot seien und wie er hierher gekommen war, um sich satt zu weinen, weil ihn niemand haben wollte. Da wurde die schöne Frau milder und sagte mit freundlicher Stimme: „Weil dich niemand haben will, so werde ich dich behalten und es soll dir gut gehen. Dafür sollst du aufpassen, wenn meine Elfen den Samen austreuen, daß ihnen die bösen Tiere des Waldes nichts zuleide tun.“ Mit Freuden sagte Hans zu und blieb bei der schönen Waldfrau und hatte zu essen und zu trinken. Sein Bett war ein weiches Mooslager, dunkle Tannen breiteten ein schützendes Dach über ihn aus. So blieb Hans ein Jahr im Dienste und den Elfen war auch nicht das geringste Leid geschehen.

Als der letzte Tag gekommen war, rief ihn die Frau zu sich und sagte: „Lieber Hans, ein Jahr ist nun vorüber und du mußt von mir, denn länger darf ich keinen Menschen behalten; aber du hast mir treu gedient, nimm dafür deinen Lohn hin.“ Und damit gab sie ihm ein kleines Säckchen und sprach: „Wenn du einmal in bitterer Not bist, dann löse den Knoten von diesem Säckchen und sein Inhalt wird dir großes Glück bringen. Aber nicht eher wird sich der Knoten lösen, als bis du wirklich in Not bist. Jetzt gehe hin zum Lieschen, ihr Vater wird dich in seinen Dienst nehmen.“ Darauf streichelte sie ihm die Backen und ehe Hans noch danken konnte, war sie schon verschwunden.

Da erwachte Hans und der Mond und die Sterne standen am Himmel und er merkte, daß er schön geträumt hatte und fing an, still zu weinen. Aber sieh, da lag ein Säckchen neben ihm. Als er es in die Hand nahm, da sah es so aus, wie das im Traum und er glaubte, daß eine gütige Fee es ihm geschenkt hatte. Voller Freuden lud er es auf seine Schultern und ging wieder zurück ins Dorf. Schüchtern klopfte er beim Bauer Jochen an und die kleine Liesel öffnete ihm. Kaum hatte sie den Hans gesehen, nahm sie ihn jubelnd bei der Hand und den Bitten der beiden konnte der Bauer nicht widerstehen. So kam der Hans zum Bauer Jochen in den Dienst, aber der Bauer war ein harter Mann und er gönnte dem Hans nicht das Essen. Am so inniger schlossen sich die beiden Kinder zusammen und heimlich steckte Lieschen dem Hans Essen zu, so daß er keinen Hunger zu leiden brauchte.

Nun war der Hans schon viele Jahre beim Bauer und war der schmuckste Bursch geworden, nach dem sich die Mädchen des Dorfes die Hälse verdrehten. Er aber kümmerte sich nicht um sie, denn er hatte das Lieschen und abends, wenn der Bauer im Wirtshaus saß, las er ihr schöne Geschichten vor, die er heimlich vom Lehrer gellehnt hatte und sie waren dabei ein Herz und eine Seele. Der Bauer durfte davon nichts wissen, er hasste den Hans, weil er klüger war als er und er hätte ihn schon längst vom Hofe gejagt, wenn er nicht ein so guter und williger Knecht gewesen wäre. Auch das Lieschen war eine schöne Jungfrau geworden und die reichen Bauernsöhne wollten sie alle heiraten, aber sie lachte sie alle aus. Wenn ihr Vater es hörte, wurde er grob und schimpfte: „Dumme Gans, du verdienst mir alles, sei freundlich gegen die Jungen, wer am meisten bezahlt, bekommt dich zur Frau.“ Das war bitteres Leid für Hans und Lieschen und oft versuchte Hans den Knoten zu lösen, aber es ging nicht.

Da kamen schlechte Jahre ins Land, die Ernten fielen immer magerer aus und die Bauern brachten nichts in ihre Scheunen und nichts in ihre Säcke. Da war es dem Jochen gerade recht, als der Bauer Peter kam und Lieschen für seinen Sohn Jürgen schaden wollte, er gab ein schönes Stück Geld her. Als das der Hans vernahm, war er sehr betrübt und das Lieschen weinte, aß und trank nicht mehr und wurde von Tag zu Tag

kränker. Das tat dem Jochen doch leid, denn seit seine Frau tot war, liebte er sein Lieschen über alles. „Weine nicht mehr, Lieschen,“ sagte er sanft, „du sollst den besten Bauer zum Manne haben. Hans und Jürgen werden jeder zur Hälfte das gleiche Stück Land bebauen, wer am meisten erntet, soll dich heiraten. Bist du des zufriedener?“ Ja, Lieschen war es zufrieden, sie wußte, was der Hans verstand, aber der Bauer dachte bei sich, der Hans würde es nicht schaffen, der Jürgen ist der Tüchtigste von allen.

Doch der Hans war zuversichtlich, jetzt mußte sich der Knoten auflösen lassen, denn daß ihm sein Lieschen genommen werden sollte, war ihm das größte Herzeleid und hurtig versuchte er es, aber, oh weh, der Knoten ging nicht auf. Da wurde er so traurig, daß er bitterlich klagte und sich schlafen legte. Plötzlich wachte er von einem Geräusch in seiner Kammer auf, da stand die schöne Waldfran am Fenster und sprach: „Morgen wird sich der Knoten lösen, und das Säckchen wird dir großes Glück bringen. Lies das Täfelchen, was in ihm ist und handle danach. Lebe wohl, mich siehst du niemals wieder, damit du aber weißt, wer ich bin, höre: „Ich bin die Göttin der Feldfrüchte und der Blumen, einmal in jedem Jahre helfe ich einem fleißigen armen Menschen. Was ich dir schenkte, haben Kluge Menschen erdacht, sei auch weiterhin so fleißig, dann wird dich Gott auch segnen für alle Zeit.“ Als sie das gesagt hatte, flog sie aus dem Fenster und in der Kammer war es wieder ganz still.

Hans konnte vor Aufregung die ganze Nacht nicht schlafen und als kaum der Morgen graute, stand er auf und holte das Säckchen hervor. Er freute sich schon im stillen, daß da vielleicht Gold drin sein möchte und zog an der Schnur. Was er sonst mit ganzer Anstrengung nicht fertig gebracht hatte, das gelang ihm jetzt spielend; der Knoten löste sich, aber, o Schrecken, was war das, das sah ja aus wie schmutziger Sand! Darauf lag ein Täfelchen und Hans las: „Laß den Jürgen düngen, soviel er nur mag, nimm Du dieses Säckchen und verstreue seinen Inhalt fein säuberlich auf Dein Teil. Dann wir Dein Feld hundertfältige Frucht tragen und Lieschen wird Deine Frau.“ Hei, wie lachte da der Hans, als er das las. Er ließ den Jürgen sich plagen mit Düngfahren, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Er selbst versfreute in aller Frühe, als der Jürgen noch nicht da war, sein Säckchen und wenn es leer war, füllte es sich wieder, bis das ganze Feld bestreut war. Danach aber blieb das Säckchen immer leer. Als der Jürgen sah, daß der Hans keinen Dünger fuhr, lachte er höhnisch, aber er wurde doch wütend, daß der Hans alleweil fröhlich war und am Ende gar viele Tage eher fertig wurde als er. Denn Hans hatte sehr viel Mühe gespart, außerdem behandelt er seine Pferde gut und sie arbeiteten flink und willig. In seiner Wut legte der Jürgen so viel Düng auf sein Teil, als wollte er jedes Krümmchen Erde dreimal zudecken. Die ganzen Bauern im Dorfe wußten von diesem Wettstreit und sie waren neugierig, wer gewinnen würde.

So kam der Winter und der Frühling, und die Saat sproß kräftig aus der Erde. Die Bauern, welche die Felder besahen, schüttelten vor Verwunderung die Köpfe. Was war da geschehen? Hans sein Stück sah fett und dunkelgrün aus, dem Jürgen seins aber fiel sehr dagegen ab. Als sie nachher geerntet hatten, da war dem Hans seine Ernte zehnmal so reich als dem Jürgen seine. Da half nun kein Deuteln mehr, der Hans hatte besser gearbeitet und Jochen mußte in den sauren Apfel beißen und ihm das Lieschen zur Frau geben. Das war eine Freude, als die beiden Hochzeit hatten. Ich wünschte, du hättest dabei sein können.

Der Peter und sein Sohn Jürgen zogen voller Ingrimm aus dem Dorfe heraus, von allen Bauern wurden sie obendrein noch ausgelacht, denn Schlechtes gönnen sich die Menschen gegenseitig nur zu gern. Zur Hochzeit war das ganze Dorf eingeladen, und alle kamen, denn sie hatten Hochachtung vor Hans. Der Jochen versöhnte sich auch mit seinem Schwiegerohn, und so wurden beide die besten Freunde. Die Bauern wollten gern wissen, wie Hans sein Feld bestellt hatte; aber er zwinkerte nur lustig mit den Augen, küßte sein Lieschen und sagte nichts. So verging ein halbes Jahr, die beiden lebten glücklich und kein Leid trübte ihre Liebe.

Da kam eines Tages ein Mann aus der Stadt zum Hans und fragte, ob er nicht künstlichen Dünger kaufen wolle. Als sich der Hans den ansah, da merkte er, daß es dasselbe war, was ihm die Fee im Säckchen gegeben hatte und er kaufte ihm den ganzen Wagen ab. Am Sonntag ging der Hans, als alle Bauern im Wirtshaus saßen, zum ersten Male auch dorthin und erzählte den Bauern seine wunderbare Geschichte von der Waldfran. Die Bauern hörten verwundert zu und als er sagte, daß er einen ganzen Wagen voll dieser göttlichen Gabe da habe, da kamen sie alle zu ihm und kauften alles ab. Ihre Felder trugen im nächsten Jahre, wie sie noch niemals getragen hatten; von jetzt ab düngten sie ihre Aecker stets mit Kunstdünger und freuten neben Stickstoff und Phosphorsäure besonders Kali, wie es der Mann aus der Stadt gesagt hatte, von dem der Hans kaufte.

So wurde der Hans ein angesehenener und wohlhabender Bauer, aber er und Lieschen blieben bescheiden und sie lebten in ihrer Liebe, die nie erlosch, glücklich und zufrieden. Sie sind noch nicht gestorben, sie leben noch heute und sind recht vergnügt.



Wie Liese zu einem Mann kam

Von Ellen Svava.

1.

„van Damme, die neue Leinwand ist stärker als die anderen Stücke,“ sagte eine frische junge Stimme zwischen den Haufen von Leinwandballen gestreifter, gemusterter, geblümter und karrierter Tisch-, Hand- und Tellertücher des hohen, hellen Magazins, das den weiten Hof hinter dem alten Kaufhause rund umzog, und eine schlanke Mädchengestalt hob sich von einem niederen Bänkchen, schüttelte und reckte sich, und ein energisches Gesichtchen mit merkwürdig hoher Stirne, einer etwas zu breiten Nase und zu winzigem Munde, aber klaren, forschenden, „um alle Ecken und in alle Herzen sehenden, schwarzen Augen“ schaute auf den alten, weißhaarigen Mann, der die Ballen einen nach dem andern in Fächer, Schiebladen und Kasten packte und von ihrer Schwere gar nicht im geringsten inkomodiert zu sein schien.

„Glaubs, Fräulein Liese, der neue Jaquardstuhl ist dichter gestellt als die anderen.“

Lieses lebhafter Geist war schon zu etwas Anderem übergegangen.

„Und die neuen Zeichnungen für Damastpatronen sind viel grazioser als die vorjährigen Muster, folglich sind die Taustücher auch schöner.“

„Muß doch schön sein, in solch einem Tuch getauft zu werden!“

Nun lachte Liese so heiter, daß der alte Magaziner mit einstimmt und jemand anders, der draußen im Garten an der anderen Seite des Hofes stand und eine Zigarette rauchte, auf leisen Sohlen an das offene Fenster schlich und sich dort an die Wand lehnte.

„Als wenn so ein kleiner Wurm überhaupt davon etwas wüßte!“ schwatzte Liese, immer eifrig Leinwand wickelnd. „Das hat doch noch gar keine Gedanken im Kopfe und schreit höchstens, wenn das Wasser zu kalt ist, — und — ach, van Damme, da fällt mir ein, was meine Mutter immer erzählt hat von dem Tage, da ich getauft wurde und meine beiden Brüder mit in die Kirche durften. Albert, der älteste, war damals ein kleiner, unartiger Bursche von fünf Jahren; er stand die ganze Zeremonie über mit auf dem Rücken verstränkten Armen da; als aber der Pfarrer das Wasser auf meinen Kopf tröpfelte, da ergriff er meiner Mutter Kleid und schrie mit seiner hellen Stimme durch die Kirche:

„Mutter, Mutter, eben macht ers naß.“

van Damme brach in ein schallendes Gelächter aus, und von draußen kam ein schwaches Echo, aber darauf achteten die beiden im Magazine nicht.

„Wie lange das nun schon her ist!“ fuhr das junge Mädchen fort. „Dreiundzwanzig Jahre und seitdem habe ich anderes gelernt, denn schreien, wenn man mich naßmacht.“

„Glaubs, Fräulein Liese, was aber etwas werden will, krümmt sich beizeiten, sagt ein Sprichwort!“

„Ach, es heißt nicht nur sich krümmen, es heißt auch viel lernen und alle seine Fähigkeiten benützen, van Damme. Man weiß ja nicht, was passieren kann. Wenn die Sonne sich heute dreht, dann haben die Weingutsbesitzer zum letztenmale gelacht, und versiegt der Fluß, sitzen die Fischer auf dem Trockenen.“

„Wäre uns beinahe so gegangen, Fräulein Liese! Wenn der neue Herr, der das Geschäft gekauft hat, seine Leute mitgebracht hätte, könnten wir uns alle nach einem neuen Erwerb umsehen.“

„Gut, daß es nicht so ist, van Damme. Wir bleiben alle, vom Direktor an, bis zur alten Spulenchristine.“

„Kanns Ihnen sagen, Fräulein Liese“, fuhr der alte Mann fort, „ehe dies mir bekannt war, hat es mich manche schlaflose Nacht gekostet. In meinem Alter kann man nicht mehr umsatteln, alte Bäume verpflanzt man nicht mehr, die gehen zu Grunde.“

„Es soll ein Braver sein, der neue Herr,“ sagte Liese und prüfte die Kante eines neuen Handtuches. „Könnens beruhigt allen sagen. Das schafft ihm nur einen guten Eindruck bei den Leuten und macht ihm auch das Eingewöhnen leichter. Es geht schnell, wenn alle gut von ihm denken. Sind sie aber widerhaarig, und haben sich falsche Auffassungen in den Kopf gesetzt, dann ist's härter als Steinbrechen und Sandsfahren. Sie kennen ja die Flamländer und Brabanter besser als ich, van Damme!“

Der da draußen an der Wand lehnte, ein großer Mann mit schwarzem Vollbarte und klugen, scharfen Augen, lächelte auf einmal nicht mehr, er sah sehr ernst, sehr gerührt aus, er drückte sich noch näher an die Wand und

warf die Zigarette in weitem Bogen in den sonnigen Garten.

„Soll auch einstmals ein armes Kind gewesen sein, dessen Vater gestorben ist, als er ganz klein war. Mit sieben Jahren habe er schon durch Botengänge und Zeitungsaustragen die Mutter unterstützt, später lernte er die Weberei und das Kaufmännische, und dann beerbten sie einen Onkel, von dem man glaubte, daß er arm sei, der aber im Keller eine ganze Million versteckt hatte. Wenn der schon so gut zu seiner Mutter war, dann wird er auch gut zu seinen Angestellten und nun werde ich, wenn ich durch die Fabrik gehe, die Geschichte von dem kleinen Zeitungsjungen erzählen, der so brav war und so gut, und Sie sollen einmal sehen, daß alle ihn lieb haben werden, noch ehe er da ist, ihn und die alte Frau, seine Mutter!“

„Ach, Fräulein Liese, wenn das Haus Sie nicht hätte —“

„Fralala,“ lachte Liese, und schnurrte auf einem Bein herum, „dann wärs eben jemand anders, es ist eben ein jeder zu ersehen!“

„Fräulein Liese, der Direktor ruft!“ schrie es über den Hof.

„Gleich — sofort!“

Im Bureau stritten sich zwei Parteien, der Aufseher der Spulerei und zwei Arbeiterinnen. Der Aufseher sagte, die Mädchen wären 10 Minuten zu spät gekommen, diese wieder brachten vor, daß die Fähre infolge des hohen Wassers des Flusses weiter unten landen müsse, sie brauchten 10 Minuten länger, um die Fabrik zu erreichen, und man solle nur Fräulein Liese fragen, die wisse das auch.

Liese bejahte, die Streitfrage war darauf erledigt. Dann ging sie mit klappernden Schlüsseln, gefolgt von einigen Arbeiterinnen, in den Oberstock, zählte den Frauen die Stränge Garnes vor, buchte es, stieg dann in die Spulerei hinunter, wo die durch den Motor getriebenen Spulen sausten und schwirren, sah zu den Spulen und Garnwinden, tauschte ein

paar Worte mit den Mädchen, welche diese handhabten, öffnete dann die Tür eines kleinen, dahinter liegenden Arbeitszimmers, das ihr zugewiesen war, las, berechnete, schrieb, ordnete ihre Kasse, öffnete währenddem das Fenster und machte einen jungen Burschen darauf aufmerksam, daß das Fäßchen Maschinöl, das er fuhr, rinne, schloß ab, steckte den Schlüssel ein und ging dann, nachdem die große Glocke zu Mittag geläutet hatte, an den Ständer im Hausgang, legte Hut und Jacke

an, sprang die Stufen des alten Hauses hinunter durch das altmodische Hofstor, und blickte die sonnige Dorfstraße hinab.

Es war „dummer Montag“, der zweite Karnevalstag. Vor seinem Hause stand der Bäcker und entlockte einem Horne ohrenzerreißende Töne, ein Zeichen, daß er „Heetbrot“, kleine, brühheiße Brotkuchen, fertig hatte, worauf es an allen Ecken lebendig wurde, die Kinder in hellen Haufen herbeiströmten, die einen mit bunten Mühen, die andern einen Stern oder eine Papierblume um den Hals gehängt, alle aber in blank geschuerten Holzpantienen, die klipp-klapp über die trockene Erde klapperten.

Liese lief hinterdrein. sie haschte eines der Kleinsten, ein herziges, blondhaariges Mädchen, in ihre Arme, die andern hingen sich an ihr Kleid, ihren Arm, lärmten und lachten und klapperten hinter ihr her, des jungen Mädchens roter Hut wackelte und tanzte auf ihrem Kopfe, die schwarzen Augen lachten vor Lebenslust und Freude, und ihre helle Stimme klang wie eine kleine, süße Glocke durch die frische Frühlingsluft. Dann setzte sie die Kleine hin, machte sich von all den sie haltenden Händchen frei und verschwand in dem gegenüberliegenden Wirtshause, wo sie wohnte.

Mitten im westlichen Flandern lag die große, bedeutende Weberei des reichen Horn van den Moose. Es war ein alter, sehr alter Mann, der schon große Enkelkinder hatte. Sein



Der da draußen an der Wand lehnte, ein großer Mann mit schwarzem Vollbarte und klugen, scharfen Augen, lächelte auf einmal nicht mehr.

Bater
über
mit de
ordnen
den La
regänt
die M
in die
Loben
war e
reich,
Schlo
Anlag
kommt
heirat
große
C
bliebe
Privat
ausgel
amten
er Sa
und w
gut ve
einer
A
Lebe
Moo
gering
lich a
Sieb
zu W
zu W
alle e
und K
bestell
Je
Lohne
Schuhe
amten
die Fr
tel En
wollte.
W
triebe
schwer
Jahren
schnell
Weber
Fleiß,
brauch
schein
schüttes

Vater war ein einfacher Weber gewesen, er selber hatte sich in die Höhe gearbeitet, und mit den mechanischen Webstühlen viel Geld verdient, aber er hatte es sich auch sauer werden lassen und seine Zeitgenossen wußten zu erzählen, daß er bei Wind und Wetter auf die Märkte gegangen zum Einzelverkauf und in die größeren Städte, um von Laden zu Laden gehend, seine Ware anzubringen. Reich war er nicht gewesen, aber er wurde es, so reich, daß er sich ein schönes, altes flandrisches Schloß kaufen, seine beiden Söhne, die keine Anlagen zum Kaufmann hatten, studieren lassen konnte und seine Tochter an einen Mann verheiratet hatte, der jetzt Minister war und eine große Rolle im Lande spielte.

Er selber war seiner Beschäftigung treu geblieben, aber er hatte sich immer mehr ins Privatleben zurückgezogen, die Leitung seines ausgedehnten Geschäftes seinen bewährten Beamten überlassend. Doch nach wie vor kam er Samstags zur allwöchentlichen Revision, und wehe dem Arbeiter, der seine Sache nicht gut verstand, oder dem Bureaubeamten, der einer Nachlässigkeit überwiesen werden konnte.

Altmodisch wie das Haus war auch seine Lebensführung. Ehemals, als Herr van den Moose noch jung und die Arbeitslöhne noch gering waren, hatte ein jeder Arbeiter wöchentlich achtzig Pfennige Lohn erhalten, dazu ein Sieb Kartoffeln und am Samstag ein Brot, zu Pfingsten ein Viertelstück Leinwand und zu Weihnachten ein Paar Schuhe. Sie hatten alle ein kleines Stück Land, Mann, Frau und Kinder arbeiteten in der Fabrik, die Alten bestellten das Feld.

Jetzt dachte keiner mehr daran, zu diesem Lohne zu arbeiten, die seit alters üblichen Schuhe kamen in Wegfall. Die Bureaubeamten erhielten ihre Monatsgage verdoppelt, die Frauen der Höheren unter ihnen ein Viertel Stück Leinwand, und Liese — was sie wollte.

Was Liese eigentlich in dem großen Betriebe für eine Stellung einnahm, wäre sehr schwer zu sagen gewesen. Sie war vor vier Jahren als Kontoristin eingetreten, aber sehr schnell aus dieser Rolle herausgewachsen. Ihre Uebersicht, ihr Geschäftsblick, der unermüdlige Fleiß, die felsenfeste Ehrlichkeit machten sie brauchbar für alles. Ohne daß es den Anschein hatte, war sie der Mittelpunkt des Geschäftes geworden, um den sich alles drehte.

Herr van den Moose hatte sie aus Deutschland „importiert“. Ihre gegenseitige Bekanntschaft war sehr merkwürdig zustande gekommen. In einem Lustkurorte am Rhein war der alte Herr eines Tages auf den nächstgelegenen Berg gestiegen. Auf dem Wege dahin war ihm der Stock entglitten, und ein junges Mädchen, das hinter ihm ging, war wie der Blitz hinzugesprungen, um ihn aufzuheben. Das hatte dem alten Herrn gefallen, und als sie oben ankamen, wußte er aus der freimütigen Erklärung des jungen Geschöpfes alles: daß sie Elisabeth Steiner hieße, der Vater Steuereinnahmer in der kleinen Stadt sei, daß sie zwei ältere und einen jüngeren Bruder und noch eine Schwester habe und daß sie jetzt ihre Lehrzeit als Kontoristin durchgemacht, und nun eine Stelle suche.

„Von daheim fortzugehen, habe ich eigentlich nicht nötig“, hatte sie offenherzig erklärt. „Aber ich denke an die Zukunft, und daß es besser ist, seine Kenntnisse zu verwerten, als sie brach liegen zu lassen. Warten, bis mich einer heiratet, — das sollte mir einfallen. Ich will mir eine Lebensstellung gründen und unabhängig werden, dann kann ich nachher immer noch machen was ich will.“

Das hatte dem alten tüchtigen Manne, der mitten aus dem Volke hervorgegangen war, riesig gefallen. Er verehrte eine derartige Denkweise und, wo er sie fand, unterstützte er sie, und in seinem langen Leben hatte er die Erfahrung gemacht, daß in solchen Menschen immer ein tüchtiger, urgesunder Kern stecke. Er besuchte Lieses Eltern, versprach ihr behilflich zu sein, eine Stelle zu finden, ohne zu sagen, wer er war, und zwei Wochen darauf engagierte er sie brieflich.

Nun hatte Herr van den Moose sein Geschäft verkauft. Es war ihm bitter schwer gefallen, es aus der Familie zu geben, aber seine Söhne hatten ihren eigenen Beruf, der eine seine Praxis als Advokat, der andere seine Stellung als Gesandtschaftsattaché, und sein einziger Enkel eignete sich erst recht nicht fürs Geschäft. Nach seinem Tode würde der große Betrieb ja doch verkauft werden, da war es besser, es noch bei seinen Lebzeiten zu tun, um sicher zu sein, daß er in kundige Hände kam. Der neue Besitzer sollte mit dem Frühjahr eintreten. Wohl verblieb es beim Alten, aber es gab nur wenige in der Fabrik, die diesem Wechsel nicht mit Spannung und einer gewissen Abneigung entgegensehen.

Zu diesen wenigen gehörte Liese, aber auch erst seit der Zeit, da sie von Herrn van den Moose über den neuen Besitzer aufgeklärt worden war. Nun hatte sie gar keine Angst mehr und auch keine Unsicherheit, und sie war entschlossen, auch den übrigen so viel wie möglich davon abzunehmen.

Gesehen hatte sie den neuen Besitzer noch nicht, aber als sie von ihrem Nachmittagsbummel durch die frische Luft in das alte Haus zurückkam, hörte sie, daß er kurz vor Tisch gekommen, aber gleich darauf wieder fortgefahren sei.

2.

Es hatte den ganzen Tag in Strömen geregnet, aber nun gegen Abend brach eine bleiche Frühlingssonne durch die grauen Vorhänge des Himmels, gerade in dem Augenblick, als die altmodische Kalesche des Wirtes, in der man bequem eine ganze Haushaltung unterbringen konnte, vor dem großen Eingangstore hielt. Vor ein paar Tagen schon hatte ein Möbelswagen allerhand alten und neuen Kram in wunderlicher Zusammenstellung, große Kisten und Spinde abgeladen, und die Arbeiter hatten alles in den Teil des Oberstokkes, in dem der junge Besitzer

und seine Mutter wohnen wollten, hinaufgetragen. Niemand aber wußte, wann die Herrschaften selbst eintreffen würden. Und nun waren sie auf einmal da, ohne Sang und Klang, ohne Vorbereitung, nicht einmal ein Kranz hing über der Türe, und im Hausgang standen kleine Wasserlachen auf den roten und grauen Sandsteinen, von all den Regenschirmen herrührend, die aus dem Gestell tropften. Ein panischer Schrecken fuhr den Kontoristen in die Glieder. Herr Breun, der Direktor, schlüpfte schleunigst in seinen Ausgehrock, blieb dabei an der Kante seines Schreibtisches hängen und riß sich einen großen Fehz gerade vorne in das schwarze Zeug, daß das helle Futter hervorjah, er rief nach Stecknadeln, was aber keiner hörte, griff in der Eile nach

dem Zwicker des Buchhalters und stürzte hinaus.

Die jüngeren Herren wischten sich die Finger und rissen die schwarzen Percalärmel, die sie zum Schutze ihrer Röcke trugen, ab, und der erste Korrespondent schleuderte seine roten Blüschpantoffeln in eine Ecke, zwängte seine Füße in die nassen Schuhe, und kam als Letzter draußen an, ein Hofenbein halb eingeklemmt und den Gummizug darüber hinausragend, gerade in dem Augenblicke, als Liese, das Gewand voll grauer und weißer Leinwandfäden, federigen Flaum wie Schneeflocken im schwarzen Haar, aus dem Magazine herübergeilt kam.



„Fräulein Liese Steiner?“ sagte er dann, ihr die Hand entgegenstreckend. „Da, wo Sie herrschen, schneit es wohl?“

Zum Fragen und Erklären war gar keine Zeit, schon öffnete sich die Türe, und in ihrem Rahmen erschien eine große, robuste Frau, der man es ansah, daß sie nicht immer gewohnt gewesen, so schwere, pelzverbrämte Mäntel und neu-modische Capothüte zu tragen, und hinter ihr, sie an Größe überragend, ihr Sohn, der neue Herr.

Liese, die zu hinterstand und gar nicht wußte, wie sie eigentlich aussah, konnte sich durchaus nicht erklären, was Herrn Breun nur dazu bewog, den linken Zipfel seines Rockes fest-

zuhalten, und warum der Buchhalter mit vorgestrecktem Halse da stand. Als sie aber Herrn Peuter, den Korrespondenten sah, und was er eigentlich mit seinen Schuhen angestellt hatte, da stieg ihr eine solche Lachlust in die Kehle, daß sie das Taschentuch vor den Mund preßte, und mit den glänzenden Augen, denen man ganz genau ansah, daß sie lachten, auf die Bescherung da vor sich blickte.

Und gerade da sah Nime de Cramer auf. Er hatte die Herren seiner Mutter vorgestellt. Während sie mit dem Direktor sprach, schritt er geradeaus auf Liese zu, seine grauen, forschenden Augen unverwandt auf sie gerichtet. Er sah ganz genau, daß sie lachte, der Richtung ihres Blickes folgend, lächelte auch er, aber das Lächeln vertiefte sich, als er sie selber betrachtete.

„Fräulein Liese Steiner?“ sagte er dann, ihr die Hand entgegenstreckend. „Da, wo sie herrschen, schneit es wohl?“

„Guten Tag, mein Herr!“ war alles, was Liese zu sagen mußte. Das Lachen kam ihr wieder, denn nun sah sie den losgerissenen Fegen an des Direktors Rock, den er, sich hinter dem Rücken von Frau de Cramer gedeckt fühlend, endlich losgelassen hatte, und auch, daß er des Buchhalters Zwicker auf hatte.

Was sie noch getan und gesprochen hatte, wußte Liese später nicht mehr. Sie hatte, nachdem die Herrschaften die alte, eichene, mit geschnitztem Holzgeländer versehene Treppe hinaufgestiegen waren, so furchtbar lachen müssen, daß die übrigen davon angesteckt, sich nun erst gegenseitig betrachteten, was die Heiterkeit nur noch erhöhte.

„Ein schönes Bild habt Ihr abgegeben!“ stieß das junge Mädchen zwischen erneutem Lachen hervor. „Die reinsten Bremer Stadtmusikanten! Der Eindruck, den Herr de Cramer von einer solchen Gesellschaft bekam, ist sicherlich nicht mit Prima Eleganz zu bezeichnen, und dazu die Wasserpatzchen und das Geschniere auf den Dielen.“

„Fräulein Liese, erst vor eigener Türe kehren — dann vor der anderer!“ sagte einer der jungen Herren und faßte und schob das junge Mädchen vor einen in einer Ecke hängenden Spiegel.

Liese machte erst große Augen. „Das ist Berufsstaub!“ protestierte sie dann mitten hinein in das Gelächter der Uebrigen. „Ehrenvoll erworbener Berufsstaub, aber kein Mensch kann behaupten, zerfetzte Röcke und eingekrempelte Hosen hätten irgend etwas mit dem Berufe des Betreffenden zu tun.“

Damit eilte sie wieder den Gang hinunter und jeder ging an seine Arbeit. Aime de Cramer kam herunter, um mit dem Direktor die Runde zu machen. Ueberall, wo er hinkam, fand er heitere Gesichter; er gab jedem die Hand und sprach mit jedem; es war, als sei er schon lange mit ihnen bekannt, so heimisch fühlte er sich, kein verlegenes Schweigen, keine gezwungene Höflichkeit und nichts, das darauf hindeutete, daß man dem neuen Herrn mit Mißtrauen und Furcht entgegenseh. Es freute ihn mehr, als er geglaubt hatte; das stille Lächeln um seine Mundwinkel nahm zu, und während er umherging, suchte er mit den Augen. Die er suchte, war aber nicht da, sie saß ganz oben

auf dem Flachsboden, um den noch vorrätigen Bast zu zählen, als aber die Abendglocke geläutet hatte, die Fabrik leer und still war, kam sie ihm mit einem großen Bunde klappernder Schlüssel über den regenfeuchten, dunkelnden Hof entgegen.

Aime zog seinen Hut. „Wie ich sehe, sind Sie die gute Fee des Hauses!“ sagte er lächelnd.

„Nein ich diene ihr nur, sie erscheint selber nicht!“ war die prompte Antwort.

„Sie erzählt wohl auch keine Geschichten, Fräulein Liese?“

Hatte sie ihn verstanden? Ein halb erschrockener, jedenfalls aber sehr erstaunter Blick traf ihn.

„Wenn das Geschichtenerzählen zu einem guten Zweck geschieht, wer solls ihr wehren?“ fragte sie und preßte die Lippen zusammen, neigte sich dann leicht vor ihm und schritt schnell und gewandt davon.

Ihm gefiel die frische, unerschrockene Art, so frei von allem Paßigen. Eine Melodie summend, sprang er die Stufen hinauf, über die sie gegangen, und verschwand in der Richtung nach dem Oberstocke.

Altmodisch und winklig wie das ganze Haus war auch die Oberwohnung. Es gab da massive eichene Türen mit blitzender Messingklinke, tiefe, altersgeschwärzte Schränke in der Mauer, holzgetäfelte Decken in den Zimmern, und die Küche wies einen überdachten Ramin auf, groß genug, wenn nicht einen Ochsen, so doch ein ganzes Schwein darin zu braten. Aime liebte die altmodische Pracht, ihm waren die gezierten, neueren Einrichtungen zuwider. Alles an ihm war einfach, gediegen und gemütvoll, so auch wollte er sein Heim und darin stimmte ihm die Mutter bei. Sie waren beide Wallonen, hatten in dem alten schönen Namur, dann in Lüttich gewohnt, und waren von dort aus, als die unerwartete, ihnen zuerst fabelhaft vorkommende Erbschaft sie plötzlich, ganz urplötzlich zu Millionären gemacht, und Aime die Weberei gekauft hatte, nach dem westlichen Flandern gezogen. Was Liese gehört hatte, war richtig. Sie waren arm, sehr arm gewesen, der Vater, ein tüchtiger Bauunternehmer, war in Namur von einem Gerüste gestürzt und tot heimgebracht worden. Da war die Mutter mit ihrem kleinen, sechs-jährigen Sohne nach Lüttich gezogen, hatte dort einen Gemüseladen angefangen, der jedoch nicht richtig gehen wollte wegen allzu großer Konkurrenz, und der Kleine hatte seine Frei-

zeit genau so benutzt, wie Liese erzählte. Später war er dann, seiner Vorliebe folgend, in eine Weberei eingetreten, hatte das Kaufmannsfach erlernt, und es bis zum zweiten Buchhalter in seiner Stelle gebracht.

Selten übereinstimmend war das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Keines tat etwas, ohne das andere zu befragen, und seine Meinung zu hören. Aber die alte Frau beeinflusste den jungen Kopf nicht, sie riet nur, und nahm das, was er bestimmte, als gut überlegt an. Als er ihr auseinandergesetzt hatte, daß es ihm gar nicht einfalle, von den Zinsen seines Vermögens zu leben, sondern daß er zu jung und rüstig sei, um seine Tage mit Nichtstun zu verbringen, da hatte sie ihm eifrig beige stimmt.

„Andere Menschen sollen von diesem Gelde profitieren, Mutter!“ hatte er gesagt. „Du weißt ja, wie es tut, wenn man ohne Mittel dasteht, und für alles aufkommen soll, was das Leben erfordert!“

„Recht, mein Sohn,“ sagte die alte Frau und ihr Gesicht nahm einen verklärten Ausdruck an.

Nur in einem wollte sie ihm nicht nachgeben. Sie konnte sich noch immer nicht darein finden, daß sie nun plötzlich reich sei, nichts mehr zu tun brauche, schöne Kleider tragen könne, ohne Sorgen zu haben, ob sie auch bezahlt werden konnten, und vor allem Dienstboten zu halten, die ihr Hausarbeit und Küche besorgten. Nein — da hinein konnte sie sich nicht finden, widerwillig zog sie die Kleider an, die ihr Sohn ihr kaufte, nur zum Kirchgang und des Sonntags; daheim trug sie ihre schlichten dunklen Wollkleider und das lämische Häupchen, das auch die Wallonensfrauen tragen, und noch viel widerwilliger hatte sie Köchin und Hausmädchen engagiert, und auch nur, weil Aime ihr gesagt hatte, daß dies den Leuten gar nicht zu vermeiden sei. Ganz unfaßlich aber war es ihr, daß Aime neues Porzellan, echtes Silber für den Tisch, dicke Teppiche für Zimmer und Gänge, lange Gardinen an den Fenstern und eine ganze Kücheneinrichtung aus Kupfer, sowie seine Möbel in altholländischem Stile für die verschiedenen Zimmer kaufte. Wie es ihre Gewohnheit war und durch den Hinweis: „Aber Mutter, wir können es uns erlauben, ohne Schulden zu machen“, davon abgehalten, laut darüber zu jammern.

Sie war es eben nicht gewohnt, reich zu sein, und es vergingen Monate, bis sie sich daran gewöhnte.

Köchin und Hausmädchen, die so lange im Dorfe stationiert hatten, waren eine Stunde nach ihrem Einzuge in die neue Heimat eingetreten; nun am abend handierten sie schon flink und fleißig, stellten die Möbel nach Angabe der alten Frau, machten die Betten und sorgten für den Tisch, und das alles viel besser, als es Frau de Cramer selber getan hätte. Sie hatten in reichen Familien gedient und wußten, wie es dort zugeht, sie fielen also nicht aus ihren Rollen und merkten gleich, daß sie hier einen guten Dienst haben würden.

Als die Lampe gebracht wurde und Aime sich eine Zigarre angesteckt hatte, sah die alte Frau ihn lächelnd an: „Solltest dir eine junge Frau suchen, mein Junge,“ sagte sie schmeichelnd, das große Anwesen bedarf einer besseren Aufsicht, als ich sie leisten kann.“

„Aufsicht, Mutter? Du brauchst nur hier oben nach dem Rechten zu sehen! Unten geht alles seinen gerechten Gang weiter!“

„Eine Frau sieht doch besser als ein Mann“, sagte Frau de Cramer. „Das Kleine in acht Tagen zu nehmen liegt nicht im Charakter des Mannes, und gerade darin findet sich der Wohlstand des Hauses.“

„Wie ich gesehen habe, ist die Aufsicht unten in guten Händen, Mutter!“ erwiderte Aime, und wieder erschien das stille Lächeln um seine Mundwinkel, als er des Gespräches im Hofe gedachte. „Fräulein Liese ist eine tüchtige Person.“

„Na, dann hats nicht Eile, und du kannst dich mit Muße umsehen. Gut Ding will Weile haben!“

3.

Es ging alles seinen alten Gang fort. Aime de Cramer kam und ging, stand mit allen gut, ohne sich seiner Autorität als Herr zu begeben, zog keinen vor, und setzte auch keinen zurück, seine Kontrolle hatte nichts Verletzendes, es geschah auch nicht oft, nur Liese wurde mehr denn sonst davon heimgesucht, manchmal stand er plötzlich hinter ihr, und es war nicht selten, daß er ihr auch außerhalb des Hauses begegnete.

Einmal ertappte er sie, wie sie rot und ärgerlich auf eine Arbeiterin einsprach, die die Damasttücher schief geschnitten hatte, wobei an jeder Seite so viel verloren ging. Der Direktor Breuer, der ihn begleitete, erklärte, daß es

Fräulein Liese zu verdanken sei, wenn das Haus alljährlich für 4000 Mark weniger an Verlusten aufzuweisen habe, als sonst; denn da sie äußerst sparsam und genau sei, verhinderte sie die kleinen Verluste, die bei der Ausdehnung des ungeheueren Betriebs sehr in die Kasse wuchsen. Aime hatte das zum Erstaunen des Direktors in sein Notizbuch eingetragen, dann aber das Gespräch auf etwas anderes gebracht.

In der Nachbarschaft war man auf ihn aufmerksam geworden. All die reichen Fabrikbesitzer, die Stadtleute, die ihre Villen und Schlösser da draußen hatten, ließen sich seine Gesellschaft gerne gefallen. Herr van den Moose führte ihn überall ein, und es verging nicht ein Tag, an dem nicht eine vornehme Kutsche vor seinem Hause hielt, betrefzte Kutscher den Wagenschlag öffneten und ein paar seidenrauschende Damen und elegante Herren die breite hölzerne Treppe nach dem Oberstock hinaufstiegen.

Bei schönem Wetter kam dann mehrmal eine ganze Cavalcade die Straße herunter, sprang vor dem Hofstor ab und wurde von Aime und seiner Mutter im Garten, der hinter dem Hof abschließenden Magazine lag, empfangen.

Dann wurde gelacht und geschwätzt, die langen Reitschleppen der Damen segten den Boden und ihre übermühtigen Stimmen drangen an Lieses Ohr, die mit von Damme im Magazin wirtschaftete. Einmal waren einige von ihnen unter Aimes Führung auch dort erschienen. „Aus Langeweile gewiß, sagte sich Liese, „aus Interesse oder Verständnis nicht.“ Eine große Blondine ging an seiner Seite; sie sah sehr schön, sehr elegant, aber auch sehr hochmütig aus; geüffentlich sah sie über Liese weg, die vor einem Stoß aufgeschichteter Handtücher stand, und da dieselben nicht Platz genug ließen, um zu zweien hindurchzugehen, schob sie sie mit dem Fuß aus dem Wege, daß der ganze mühsam zusammen getragene Berg umfiel und sich unter andere umherliegende Tücher

mischte. Aime sah auf und direkt in Lieses zorngerötetes Gesicht.

„Bemühen Sie sich nicht, Fräulein Liese,“ sagte er weich. „Ich sende Ihnen eine Arbeiterin, die die Tücher aufhebt.“

Als einzige Antwort nur ein verächtlicher Blick auf die Blondine, dann wandte Liese der Gesellschaft den Rücken, ging in ihr kleines Kontor und ließ sich den ganzen Nachmittag nicht mehr im Magazin blicken.

Am andern Morgen, es war noch ganz früh, und eben hatte die Dorfkuhr sieben geschlagen, stand sie schon die Hände gegen das Fensterkreuz gelehnt, und den Kopf darauf gestützt, an einem nach dem Garten führenden Fenster und schaute hinaus. Es war ein herrlicher Maimorgen, die Vögel sangen und jubelten, die Sonne leuchtete, aus den Wiesen und von den üppig blühenden Sträuchern kam würziger Geruch, und aus dem nahen Schulhause tönte der Morgengefang der Kinder.



„Bemühen Sie sich nicht, Fräulein Liese,“ sagte er weich. „Ich sende Ihnen eine Arbeiterin, die die Tücher aufhebt.“

Frau ins Haus käme und daß diese junge Frau wahrscheinlich jene große Blonde sei, von der man ihr im Dorfe erzählt, daß sie die Tochter eines sehr reichen Antwerpener Kaufmanns sei, und daß sie nach Aime de Cramer sahnde.

„So viel ist aber gewiß, daß ich nicht mehr hier bleibe, wenn das so weitergeht!“ sagte Liese auf die teilnehmende Frage des alten Magaziniers. „Das gestern war doch ein bischen stark!“

„Sind Sie denn noch immer böse, Fräulein Liese?“ sagte Aimes Stimme hinter dem Schneeballenstrauch hervor, und seine hohe Gestalt richtete sich in ihrer ganzen Größe vor ihr auf.

Liese wurde kein bischen verlegen, ruhig, ganz ruhig sah sie ihn an. „Böse sein ist wohl

nicht das richtige Wort, wenn Leute, die nichts tun können, einem die Zeit absichtlich wegstehlen," antwortete sie.

"Und doch habe ich Ihnen eine Arbeiterin gesandt, die die verlorene Zeit wieder einbrachte und die Tücher aufhob."

"Nicht mehr wie recht — ich hätte sie nicht aufgehoben," erwiderte Liese stolz, drehte sich um und schritt hinaus.

Nachher aber saß sie oben zwischen den Vatistbällen und weinte.

Einige Tage darauf wieder dieselbe Geschichte; Pferdegetrappel, Geschwäh und Gelächter. Eine ganze Gesellschaft brach in den Garten. Ein Herr und eine Dame ließen sich gerade unter Lieses Kontorfenster, das auf den Garten ging, nieder. Frau de Cramer war nach der Stadt gefahren, der seit kurzem angenommene Diener sagte, daß er den jungen Herrn benachrichtigen wolle.

"Eigentlich sind wir nur als Deine Beschützer hierher gekommen, Miriam!" sagte eine spöttische Mannesstimme unter dem Fenster, "wann gehts denn los?"

"Dummer Junge! Wann gehts los! Wenn seine Hoheit, Herr Aime de Cramer geruhen werden, mich in Gnaden anzunehmen!"

"Geh, Miriam, sei nicht dumm! Welche Politik treibt dich nur zu dem Leinenweber?"

"Die Politik des Portemonnaies!"

Darauf schallendes Gelächter, die Stimmen entfernten sich mehr nach der Mitte des Gartens zu und Liese sprang, rot, empört, mit junkelnden Augen auf, wandte sich um und — stand Auge in Auge mit Aime.

Was wollte er hier? War er schon lange da? Hatte er die nichtswürdigen Worte gehört? Er war sehr bleich. Vielleicht liebte er das herzlose Geschöpf, und seine Hoffnungen hatten in diesem Augenblick einen Todesstoß erlitten! Tränen traten in ihre Augen; sie hob die Hand verdeckend darüber, er aber hatte es doch gesehen. Der kalte Blick schwand von

seinem Antlitz, es wurde weich, fast zärtlich, er tat einen Schritt vorwärts, als wolle er sich ihr nähern, sie aber war schon an ihm vorüber und zur Türe hinaus.

Am Abend saß Aime wie gewöhnlich seiner Mutter gegenüber. Sie fragte ihn, ob er nun bald zu heiraten gedächte.

"Ja," sagte der Sohn bestimmt.

"Kenne ich sie schon?"

"Ja."

"Ist die große blonde Miriam?"

"Nein, Mutter, die ist nicht, wohl aber die kleine, schwarze Liese."

"Die Liese?" "Nein mein Sohn, nimm dir lieber eine Feine, eine die auch Geld hat!" rief die alte Frau erschrocken.

"Aber Mutter, haben wir nicht Geld genug und ein großes, blühendes Geschäft, und hast du nicht selbst gesagt, ich sollte mir eine holen, die auf das Kleine achte und so des Hauses Wohlstand gründe?"

"Das habe ich allerdings gesagt, aber — ein bißchen —"

"Ein bißchen Geld könnte sie doch haben, willst du sagen, unterbrach sie Aime. "Nun wohl, Liese hat Geld, mehr als ein bißchen."

Damit holte er ein Notizbuch hervor, entnahm ihm ein Blatt und reichte es der alten Frau hin.

"4000 Mark erspart sie uns das Jahr über durch ihre Umsicht, vier Jahre ist sie jetzt hier, machen sechzehn Tausend Mark, dafür kann sie sich schon ihre Aussteuer kaufen."

Die alte Frau begriff das Rechenexempel nicht recht, da machte er ihr es klar und erzählte ihr auch, was am Mittag vorgegangen war.

"Und ist es dir selber nicht lieber, Mutter, daß ich keine nehme, die mich nur um meines Geldes willen heiratet?"

"Frag sie schnell, mein Sohn, ehe sie dir ein anderer wegnimmt," antwortete die alte Frau. "Frage sie bald."



Darauf schallendes Gelächter, die Stimmen entfernten sich mehr nach der Mitte des Gartens zu.

ist gänzlich er
solle er sich
ihm vorüber
gänzlich fröhlich
ob er zu
er, die in
die Klein
Nein m
heber ei
auch Gel
alte Fran
er, haben
nung und
des Ge
du nicht
alle mit
auf das
s Hau
inde?"
aller
ein
um-
willst
sie
Eieye
ein
No-
n und
er über
st hier,
kann
erempel
und er
gangen
Mutter
meines
sie die
die alt



Lustige Gesellschaft

W
ins Le
schweb
hell, in
wirpen
der se
licher
In
im W
Wüte
hen a
E
röbli
itum
wein
und
müß
hern
ie l
und
nehm
at es
morge
sichtlic
und
gan
mat
moch
habe
S
vor
des
deter
Laud
in d
sie pl
ein
des
prach
hinur
von
Behu
griff
schrei
war
fiel, u
rahmi
und
erjag

Wochen waren vergangen, der Juli kam ins Land, bunte Schmetterlinge flatterten und schwebten über den Wiesen, die Nächte waren hell, sternenklar und blütenschwer, die Heimchen zirpten am Rain, und durch das dunkle Laub der Bäume flogen Glückkäferchen in erstaunlicher Masse.

Im Dorf war Kirmes und Bogenschießen, im Wirtshause Tanz, und Liese war mit des Wirtes Sohn gegangen, um Johannswürmchen zu fangen.

Sie war in letzter Zeit blaß geworden, ihr frühliches Lied war verstummt, und manchmal weinte sie ganz unbegründet und plötzlich. Warum, das wußte sie nicht, aber gestern hatte sie erklärt, daß sie heimreise, sie sei müde und wolle ihre Ferien früher nehmen als sonst. Heute tat es ihr wieder leid, und morgen würde sie voraussichtlich ihr Bündel packen und gehen, um dann den ganzen Weg nach der Heimat sich Vorwürfe zu machen, daß sie es getan habe.

Liese stand jetzt dicht vor der niederen Mauer des Gartens, an deren anderer Seite ein dunkler Laubgang entlang lief und in diesem Laubgang sah sie plötzlich dicht am Wege ein selten großes, leuchtendes Johannswürmchen.

„Hermann, Hermann, schnell, schnell, ein prachtvoller Glückkäfer!“ rief sie den Weg hinunter.

„Fang ihn nur, ich habe auch einen!“ kams von dort zurück.

Liese ließ sich dies nicht zweimal sagen. Behutsam schlich sie ganz nahe heran — sie griff zu und fuhr dann mit lautem Schreckensschrei zurück — es war gar kein Glühwurm — es war eine Zigarette gewesen, die jetzt zu Boden fiel, und nun bog sich auch schon ein bartumrahmter Männerkopf aus dem Dunkel hervor und Aimes Stimme sagte zärtlich:

„Halt ihn fest, Liese, er ist dein!“

„Ich will ihn aber nicht, kams zu Tode erschrocken zurück.“

Mit zwei Sähen war er über die Mauer gesprungen und stand nun vor ihr.

„So! Du willst ihn nicht? Das ist allerdings eine andere Sache, ich glaubte aber, in letzter Zeit gesehen zu haben, daß du ihn ganz gerne nehmen würdest.“

„Ich meine ja den Glückkäfer — —“

„Zum Kuckuck mit dem Glückkäfer — ich meine mich.“

„Ja, so, das ist allerdings eine andere Sache,“ imitierte Liese, reckte sich auf den Zehenspitzen in die Höhe und schlang ohne viel Federlesens ihre Arme um seinen Hals.

Er hob sie auf die Mauer, zog ihren Kopf zu sich heran und küßte sie auf die frischen Lippen.

„Seit Wochen beobachtete ich dich schon,“ sagte er weich, „erst wollte ich meiner Sache sicher sein und dann fragen, aber lieb habe ich dich schon seit jenem Fastnachtsmontag, wo ich, an die Mauer des Magazins gelehnt, jemand erzählen hörte von einem kleinen Zeitungsjungen, der ein braver, guter Mensch geworden sei.“

„Ich hab ihn, ich hab ihn!“ kams die Landstraße entlang galoppiert, und Hermännchens frisches Kinderantlitz sah sich erstaunt nach Liese um.

„Ich auch!“ riefs zurück. „Ich auch!“

„Was für Geschichten du erzählst,“ sagte der Kleine, ärgerlich und mißtrauisch auf Liese und Aime sehend. „Du hast ja gar keinen Glückkäfer.“

Nun lachten die beiden ein helles, herzerfrischendes Lachen, so wie nur glückliche Leute lachen. Hinter Hermännchen her schritten sie Arm in Arm durch die helle, blühende Nacht, keines sprach, das tat der Bach und der Wald und die Wiesen, die ganze sommerliche Natur, die auf einmal, wie mit Zauberschlag, ein Tempel höchster, göttlicher Weisheit geworden war.

So war Liese zu einem Mann gekommen.



„Was für Geschichten du erzählst,“ sagte der Kleine, ärgerlich und mißtrauisch auf Liese und Aime sehend. „Du hast ja gar keinen Glückkäfer.“